



ANSPRACHEN UND ANDERE TEXTE

Bischof Dr. Gerhard Feige

mittendrin



BISTUM MAGDEBURG

Bischof

Dr. Gerhard Feige

mittendrin

Impressum

Herausgeber: Bischöfliches Ordinariat Magdeburg

Max-Josef-Metzger-Straße 1, 39104 Magdeburg

bistum-magdeburg.de

Redaktion und Gestaltung: Susanne Sperling | Umschlaggestaltung: Ronald Reinicke

Fotos: Titel-Pixabay/pbm/reinicke, Lazar (7, 8, 10, 33, 34, 37), Bistum Magdeburg (14, 26, 29, 40, 60, 61, 72, 79, 80, 81, 85, 88, 96, 100, 103, 107, 112), Lehmann (17), St. Elisabeth und St. Barbara Krankenhaus Halle (21, 24), DBK (45), Schulze (55), Archiv Feige (59, 60, 62), jung-im-bistum (68, 83), Kaup (75), Christ&Welt (116),

Druck: Schlüter Print Pharma Packaging GmbH, Schönebeck

mittendrin

Die Tradition, zur Bistumswallfahrt die wichtigsten Predigten, Impulse und Interviews des Magdeburger Bischofs Dr. Gerhard Feige zu veröffentlichen, wird auch von der neuen Pressestelle fortgesetzt. Auf diesem Wege bekommen Sie einen Einblick in die Themen, die den Bischof besonders bewegt haben.

Natürlich gehört für 2017 ein Blick auf das Reformationsgedenkjahr dazu, mit einer spürbaren Annäherung, gestärktem Vertrauen und wichtigen Impulsen für die Zukunft. Trotz des langen Weges und des langen Atems, der für die Ökumene benötigt wird, darf aber die Freude nicht verloren gehen. Die Freude und Zuversicht, die Christinnen und Christen in ihrem alltäglichen Leben spüren dürfen.

Damit wir dabei nicht unter unserer Würde leben, ist es wichtig, sich auch gesellschaftspolitisch zu engagieren, damit Hass und Verhörung sich nicht weiter ausbreiten. Auch dieses Thema beschäftigte Bischof Feige sehr.

Einen großen Teil seines Engagements nahm die Arbeit als Vorsitzender der Ökumene-Kommission der Deutschen Bischofskonferenz ein. In dieser Funktion war er maßgeblich an der Entstehung einer „pastoralen Handreichung für konfessionsverbindende Ehen und die gemeinsame Teilnahme an der Eucharistie“ beteiligt. Sein Herzensanliegen, nämlich die seelsorgliche Begleitung konfessionsverbindender Ehen im Bistum Magdeburg, kann nun auf der Grundlage der veröffentlichten Orientierungshilfe wahrgenommen werden.

In den betrachteten Zeitraum fiel auch das 40. Priesterjubiläum von Bischof Feige. Einen kleinen sehr persönlichen Einblick, warum er zu DDR-Zeiten Priester wurde, können Sie in dieser Broschüre lesen.

Tauchen Sie ein in die Wortwelt von Bischof Dr. Gerhard Feige, seien Sie „mittendrin“ und genießen Sie die Lektüre.

Susanne Sperling
Bistum Magdeburg

Inhaltsverzeichnis

mittendrin – von Himmel und Erde berührt	7
Predigt bei der Bistumswallfahrt 2017	
„Nicht rückwärts, sondern vorwärts schauen!“	13
Grußwort zum 60. Geburtstag von Landesbischöfin Ilse Junkermann beim Empfang am 6. Juni 2017	
Ein katholisches Grußwort?	16
Zur Eröffnung der Ausstellung „Gegen Kaiser und Papst, Magdeburg und die Reformation“ am 31. August 2017 im Kulturhistorischen Museum	
Mehr als ein Krankenhaus	19
Predigt beim Ökumenischen Gottesdienst zur 120 Jahrfeier des Krankenhauses St. Elisabeth und St. Barbara in Halle am 8. September 2017	
Integration ist keine Einbahnstraße	25
Laudatio zu 20 Jahre refugium e.V. am 20. September 2017	
Mehr als nur eine mögliche Lebensweise	33
Predigt beim Segnungsgottesdienst der Ehejubilare 2017	
„Neuer Qualitätsschub“	39
Zum Reformationsjahr und den Folgen – Interview mit der Katholischen Nachrichten Agentur (KNA) vom 11. Oktober 2017	
Christen in säkularer Gesellschaft	43
Statement beim Podium der Delegiertenversammlung des Deutschen Caritasverbandes am 18. Oktober 2017 in Magdeburg	
„Ein kostbarer Schatz“	47
Geistliches Grußwort im Ökumenischen Gottesdienst mit vier orientalisch-orthodoxen Patriarchen am 21. Oktober 2017 im Berliner Dom	
Fürchtet euch nicht...“	50
Landesbischöfin Ilse Junkermann und Bischof Dr. Gerhard Feige beim Festgottesdienst am Reformationstag 2017 in der Stadtkirche Wittenberg	
Außer Thesen nichts gewesen?	57
Ein katholischer „Nachschlag“ zu 2017 in der Herder-Korrespondenz Dezember 2017	

„Auf der Suche nach Heimat	64
Predigt am 1. Weihnachtsfeiertag 2017	
Religionsfreiheit	67
Predigt zu Epiphanie 2018	
„Liebe – gibt es die in echt?“	72
Ansprache beim Neujahrsempfang 2018 mit jungen Brautpaaren und Verantwortlichen in der Begleitung von Ehen und Familien	
Nicht unter unserer Würde	77
Brief zur österlichen Bußzeit 2018	
„Warum ich Priester in der DDR wurde“	81
Gastbeitrag auf katholisch.de vom 1. April 2018	
Freude	87
Predigt zur Ölweihmesse am 27. März 2018	
Religion – Opium des Volkes?	91
Gastbeitrag für die Mitteldeutsche Zeitung vom 7. April 2018	
Ein Zwischenruf zum Verständnis	93
einer „Pastoralen Handreichung“: Konfessionsverbindende Ehen und gemeinsame Teilnahme an der Eucharistie vom 25. April 2018	
„Ökumenisch Mahl feiern – wann endlich?“	99
Katholischer Impuls zum Podium beim 101. Katholikentag in Münster am 12. Mai 2018	
Quelle und Höhepunkt	106
Predigt zu Fronleichnam 2018	
Nachruf auf eine unsägliche Entwicklung	111
vom 6. Juni 2018	
„Das Kirchenbild mancher Kritiker erinnert mich an die DDR“	113
Interview in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 25. Juni 2018	

„mittendrin – von Himmel und Erde berührt“

Predigt bei der Bistumswallfahrt 2017

**Woran erkennt man Christen? Was ist typisch für uns als Kirche?
Wie lässt sich unsere Existenz beschreiben?**

Jemand hat darauf einmal folgende Antwort gegeben: „Die Christen sind Menschen wie die übrigen: sie unterscheiden sich von den anderen nicht nach Land, Sprache oder Gebräuchen. Sie bewohnen keine eigene Stadt, sprechen keine eigene Mundart, und ihre Lebensweise hat nichts Ungewöhnliches. ... Sie wohnen vielmehr ..., wie es einem jeden das Los beschieden hat, und folgen den jeweils einheimischen Gesetzen in Kleidung, Nahrung und im ganzen übrigen Leben. Wie sie jedoch zu ihrem Leben als solchem stehen und es gestalten, darin zeigen sie eine erstaunliche ... Besonderheit. Sie wohnen zwar in ihrer Heimat, aber wie Zugereiste aus einem fremden Land. An allem haben sie teil wie Bürger, ertragen aber alles wie Fremde. ... Sie heiraten wie alle anderen und zeugen Kinder, aber sie verstoßen nicht die Frucht ihres Leibes. Den Tisch haben sie alle gemeinsam, nicht aber das Bett. Sie sind im Fleisch, leben aber nicht nach dem Fleisch; sie weilen auf der Erde, aber ihre Heimat haben sie im Himmel. Sie gehorchen den Gesetzen, überbieten aber die Gesetze durch ihr eigenes Leben. ... Um es kurz zu sagen: ... Die Christen leben sichtbar in der Welt und sind doch nicht von der Welt. ...“ Auch wenn dieser Text aus dem Brief an einen Nichtchristen namens



Diognet schon etwa 1800 Jahre alt ist, beschreibt er doch ziemlich treffend, in welchem Spannungsfeld wir Christen uns auch heute bewegen: mitten in der Gesellschaft, mitten in Deutschland, in Europa, in der Welt, mit beiden Füßen auf der Erde und zugleich dem Himmel zugewandt, mit großen Idealen und doch auch recht nüchtern, zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Manchmal zerrißt uns das förmlich. Sollen wir uns raushalten oder einmischen, im Widerspruch verharren oder uns anpassen, sauber bleiben oder uns die Hände schmutzig machen? Auf jeden Fall sind wir immer wieder herausgefordert, unserer Berufung und Sendung als Christen ein sehr persönliches Gesicht zu geben. Woher bekommen oder nehmen wir dafür aber Motivation und Kraft?



Woraus leben wir?

Zunächst einmal unterscheiden wir Christen uns in vielem nicht von unseren Zeitgenossen. Wie sie sehen auch wir uns danach, nicht nur irgendwie dahinzuvegetieren, sondern sinnvoll und glücklich zu leben. Und das heißt für viele: ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, eine Familie zu gründen, Freunde zu haben, sich beruflich zu verwirklichen, anerkannt zu sein, gesund zu bleiben, die Schönheiten des Lebens zu genießen und sich möglichst viele Träume erfüllen zu können. Für manche sind das bereits „Transzendenzen im Diesseits“ oder einfacher gesagt: der Himmel auf Erden, Erfahrungen, die Halt verleihen und beflügeln. Das sollte man nicht schlecht reden! Und doch dürfte das für uns Christen nicht schon alles sein.

„Mit dem Himmelreich“, so hieß es eben im Evangelium, „ist es wie mit dem Sauerteig, den eine Frau unter einen großen Trog Mehl mischte, bis das Ganze durchsäuert war.“ Vom Reich Gottes ist da die Rede, das Jesus verkündet hat und das sich seitdem in unserer Welt ausbreitet, oftmals kaum sichtbar, aber unaufhaltsam und mit großem Erfolg. So legt es jedenfalls der Vergleich mit dem Sauerteig nahe, von dem nur wenig reicht, um eine Menge an Mehl zu durchdringen und zu verändern.

Als Kirche haben wir zweifellos etwas mit diesem Reich Gottes zu tun. Allerdings zu behaupten, wir seien es selbst, wäre anmaßend und ist in der Vergangenheit manchmal sogar verheerend gewesen. Als Kirche sind wir aber ein Zeichen dafür, dass das Reich Gottes schon gegenwärtig und nahe ist: jedoch erst anfänglich und vorläufig, verborgen und zum Teil auch in gebrochener Form. Und wir haben Anteil an dem neuen Leben, das in der Auferweckung Jesu von den Toten offenbar geworden ist und uns durch Gottes Wort und die Sakramente vermittelt wird. Dadurch erhält unser menschliches Dasein einen umfassenden Sinn und eine unzerstörbare Hoffnung. Grundsätzlich betrachtet ist das gewissermaßen der Mehrwert unseres Christseins: vom Reich Gottes erfasst zu sein, das schon oder auch erst begonnen hat und zugleich noch auf dem Weg zur Vollendung ist, eine Gabe, die uns vor allem geschenkt ist und dankbar machen sollte, eine Gabe, die uns aber auch verändert und befähigt, anders zu leben und zu handeln, als das oftmals üblich ist.

Freilich wissen wir auch, dass Gottes Herrschaft und sein Reich sich nicht nur auf die Kirche beschränkt, sondern überall in der Welt wirksam wird, wo seine Verheißungen und seine Forderungen in irgendeiner Weise Gestalt annehmen. Das entbindet uns aber nicht davon, uns selbst bewusst zu werden, was das eigene Leben mit Gott zu tun hat, mit seinem Beistand und seinen Erwartungen. „Woraus und wofür lebst du?“ ist dabei eine entscheidende Frage.

Wozu sind wir berufen?

Was uns trägt und motiviert, ist uns vielleicht nun ein wenig klarer. Wozu sind wir aber eigentlich Christen? Verbindet sich damit eine bestimmte Erwartung? Wie wir vorhin aus dem Titusbrief gehört haben, ist es, um die Gnade Gottes an sich wirken zu lassen und „besonnen, gerecht und fromm in dieser Welt zu leben“. Zugleich sollten wir von der unbändigen Hoffnung erfüllt sein, dass letzten Endes – wenn Jesus Christus wiederkommt – alles gut ausgehen wird.

Das aber bedeutet zunächst einmal, nicht dem Wahn zu verfallen, alles selber erreichen und bewirken zu können, sondern dankbar und gelassen die eigene Existenz anzunehmen und Gott zu vertrauen, dass jede und jeder von uns für ihn bedeutsam ist und dass er mehr vermag, als wir uns vorstellen können. Eine solche Haltung kann davor bewahren, maßlos zu werden und sich in Extreme zu verrennen oder enttäuscht zu resignieren und irgendwann zu verzweifeln.

Darin besteht auch die wichtigste Aufgabe der Kirche; dafür muss sie Platzhalter sein: es vielen Menschen zu ermöglichen, nach mehr als nur nach sich selbst zu suchen, und dafür gewissermaßen den Himmel offenzuhalten. Wenn wir diese religiöse Dimension aufgäben, würden wir uns selbst verraten und verkaufen, bräuchte es uns nicht mehr. Darum unterbrechen wir auch immer wieder unseren Alltag und wenden uns im Gebet Gott zu, mit Freude und Dank, aber auch mit unseren Fragen und Zweifeln. Hier wird uns besonders deutlich, woraus wir leben dürfen und zu welcher Hoffnung wir berufen sind. Ohne diesen Bezug zu Gott



geraten wir schnell in Gefahr, zu heillosen Aktivisten oder – wie Papst Franziskus einmal sagte – „unzufriedene[n] und ernüchterte[n] Pessimisten mit düsterem Gesicht“ zu werden. Davor sind wir freilich manchmal auch nicht gefeit, wenn wir die vielen Verwerfungen und Konflikte sehen, die es in der Gesellschaft, aber auch in der Kirche und zwischen uns wie in uns selbst gibt. Schließlich sind wir ja keine Traamtänzer mit Scheuklappen und haben ebenso Sorgen und Ängste wie andere. Umso

wichtiger ist es aber, dass wir uns davon nicht gefangen nehmen lassen und in das allgemeine Jammern einstimmen, das sich mancherorts breitgemacht hat.

Darüber hinaus kann das Reich Gottes aber auch noch auf andere Weise wie Sauerteig wirken. Überall da wird es sichtbar, wo Menschen sich selbstlos einsetzen, wo sie für Freiheit und Gerechtigkeit eintreten und sich um Versöhnung und Frieden mühen, um Liebe und Barmherzigkeit. Ja, jede Lebensäußerung vermag etwas von unserer Hoffnung widerzuspiegeln: wie jemand arbeitet oder feiert, wie jemand sich sowohl gegenüber Nächsten als auch Fremden verhält, wie jemand die Güter dieser Erde gebraucht, wie jemand Liebe und Freundschaft wagt, und nicht zuletzt: wie jemand mit Sterben und Tod umgeht. Es kann bedeuten, selbstbewusst zu den eigenen Überzeugungen zu stehen, ohne sie anderen aufzudrängen. Es kann aber auch bedeuten, anderen nicht vorzuenthalten, warum man aufgrund des Glaubens diese oder jene Entscheidung trifft. Schließlich ist uns ja eine Botschaft anvertraut, die wir nicht für uns behalten sollen.

Was fordert uns besonders heraus?

Darum kann es für uns Christen und die Kirche auch bedeuten, sich öffentlich zu Wort zu melden, wo das Leben und die Würde von Menschen auf dem Spiel stehen: in der Forschung wie in der Medizin, unter ökonomischen Aspekten wie im alltäglichen Umgang miteinander, durch aggressives und gewalttätiges Verhalten bis hin zu rechtsextremistischen Tendenzen und Übergriffen gegenüber Flüchtlingen und Migranten. Hierzu können wir unmöglich schweigen, vor allem auch, wenn manche meinen, ein sogenanntes christliches Abendland und seine Werte mit unchristlichen Methoden retten zu wollen. Da ist es geradezu unsere Pflicht, in Erinnerung zu rufen, dass es keine Gottesliebe ohne die Liebe zu den Menschen gibt, und zwar zu allen Menschen. In diesem Sinne ist der Glaube immer auch politisch. Als Kirche sind wir zwar keine Partei, sehen uns aber durchaus berechtigt, den Weg der Gesellschaft und des Staates mit zu gestalten und gegebenenfalls auch manchem zu widersprechen. Die Garantie der Religionsfreiheit bedeutet ja nicht nur, unbehelligt religionslos sein zu dürfen, sondern auch, seinen Glauben öffentlich praktizieren zu können. Und der ist eben nicht – wie manche vielleicht meinen – nur eine private Gefühlsduselei, sondern betrifft den ganzen Menschen in all seinen Beziehungen. Darum lassen wir uns in einer Demokratie auch nicht – wie unter den Nationalsozialisten oder

Kommunisten – von irgendjemandem den Mund verbieten oder ins Abseits drängen, in Nischen und Winkel. Was sich 1989/90 so eindrucksvoll gezeigt hat, sollte auch heutzutage selbstverständlich dazugehören: dass sich viele Christinnen und Christen in die Politik einbringen und das gesellschaftliche Leben konstruktiv und kritisch begleiten. Schließlich geht es in hohem Maße ja um unser gesamtes menschliches Zusammenleben, um Anstand und Respekt, Empathie und recht verstandene Toleranz, Verantwortung und Solidarität.

Liebe Schwestern und Brüder, „mittendrin – von Himmel und Erde berührt“ sind wir Christen ein Teil dieser Welt und doch von einem weiteren Horizont geprägt. Wir hoffen und glauben, dass mit dem Evangelium Jesu Christi ein Sauerteig in das Mehl der irdischen Voraussetzungen hinein gemischt worden ist, der seine Kraft auch weiterhin entfalten kann. Lassen wir uns deshalb nicht von all dem lähmen, was uns angesichts der Entwicklungen in Kirche und Gesellschaft Sorgen bereitet. Lassen wir uns vielmehr dazu ermutigen, zusammen mit allen Menschen guten Willens nach tragfähigen Lösungen zu suchen. Lassen wir uns auf die Liebe ein, die Gott uns immer neu zusagt und gestalten wir daraus das Leben da, wo wir sind.

Ideal für unsere Zeit – das wünschte ich sehr – wären Christen, von denen man wüsste, sie seien zugleich menschenfreundlich und gottverbunden, weltoffen und tiefgläubig, mutig und gelassen, kritisch und zuversichtlich. Ich wünschte mir möglichst viele, die wirklich beten, die selbstbewusst zu ihrem Glauben stehen und davon weitererzählen, die aus der Liturgie der Kirche leben und Gemeinde mitgestalten, die von der Not so vieler Menschen nicht unberührt bleiben, nach ihren Kräften und Fähigkeiten helfen und auch gesellschaftliche Verantwortung wahrnehmen. Schließlich ist Christsein nicht nur eine Weltanschauung, sondern auch oder vor allem eine Lebensweise, und Kirche kein Verein, der lediglich um sich selber kreist, sondern eine Bewegung und Gemeinschaft, die dazu berufen und gesandt ist, dem Heil aller Menschen zu dienen.

„Dein Reich komme!“, so beten wir immer wieder, Vertrauen wir darauf und tragen wir dazu bei!

„Nicht rückwärts, sondern vorwärts schauen!“

Grußwort zum 60. Geburtstag
von Landesbischöfin Ilse Junkermann
beim Empfang am 6. Juni 2017

Sehr geehrte Frau Landesbischöfin, liebe Schwester Junkermann, es ist mir eine Ehre und Freude, von Ihnen eingeladen zu sein, bei Ihrer heutigen Geburtstagsfeier das Wort zu ergreifen, zeigt sich doch auch darin, wie sehr wir katholische und evangelische Christen hier in dieser Region geschwisterlich verbunden sind. Nach spannungsreichen Jahrhunderten sehen wir uns gegenseitig wieder mehr im Lichte Christi, schätzen wir uns einander und sind wir uns unserer gemeinsamen Verantwortung vor Gott und der Welt bewusst.

Zu den zahlreichen konfessionellen Unterschieden theologischer und nichttheologischer Art gehörte in der Vergangenheit – vor allem in volkskirchlich geprägten Gegenden – lange auch der Grundsatz: Evangelische Christen feiern Geburtstag, katholische Christen stattdessen den Namenstag. Tatsächlich stößt man auf der Suche nach qualifizierten Ausführungen zum Geburtstag in manchen kirchlichen oder theologischen Lexika katholischer Herkunft – auch in dem der Pastoraltheologie, wo sonst fast alles besprochen wird – einzig und allein auf die Begriffe „Geburtenreglung“ oder „Geburtenkontrolle“. Einen Geburtstag zu feiern, schien Katholiken jedenfalls gar nicht so selbstverständlich zu sein.

Das belegen schon einige kritische Stimmen aus der frühen Kirche. Dabei spielte jedoch weniger eine Rolle, dass diese Sitte aus dem Heidentum kam und der Verehrung des persönlichen Schutzgottes – des Genius, Dämons oder Schicksals – galt; von größerem Einfluss war vielmehr die Leibfeindlichkeit der Spätantike. Der Geburtstag – so ist von bedeutenden Theologen des 3. bis 5. Jahrhunderts zu hören – sei der Beginn allen Übels; ihn können nur solche Menschen feiern, die sich ganz an das Vergängliche binden. Augustinus versteigt sich – abweichend von seiner sonstigen Lehre – sogar einmal zu der Bemerkung, dass man sich an diesem Tag erst die Erbsünde zuziehe. Kein Grund also, das auch noch jährlich zu feiern!

Offensichtlich haben diese Warnungen aber wenig Erfolg gehabt. Geburtstagsfeiern werden auch unter Christen üblich und erfahren sogar positive Wertungen. Während seit alter Zeit der Heiligen an ihrem Todestag gedacht wird, feiert man seit dem 8. Jahrhundert zusätzlich auch die Geburt Marias und schon seit dem 4. Jahrhundert die Geburt Johannes des Täufers. Ebenso wird Weihnachten zur Feier der Geburt Jesu Christi.

Wie Petrus Chrysologus betont, habe eine christliche Geburtstagsfeier aber anders zu sein als die des Herodes, bei der Johannes der Täufer enthauptet wurde. „Das Gift der Tänzerinnen, die Lockungen der Sänger, die Schwüle der Vergnügungen, die Belastung des Bauches, die Zerrüttung des Geistes sollen beendet sein mit dem Festgelage der Herodias, damit die gegenwärtige Fröhlichkeit in die ewige Freude übergehe.“ Und der Ambrosiaster verteidigt das Recht christlicher Geburtstagsfeiern mit folgenden Überlegungen: „In Jerusalem feierte man das Tempelweihfest; umso mehr ist der Geburtstag eines Menschen zu feiern, der in höherem



Maße als der Tempel in Jerusalem Tempel Gottes ist. Der Leib ist Gottes Werk, zur Ewigkeit bestimmt, während der Tempel Menschenwerk war, dem Untergang geweiht. Man

soll Gott wegen der Geburt dankbar sein und der Mensch soll sich an seinem Geburtstag freuen. Wäre die Geburt nicht wertvoll, dann gäbe es auch keine Wiedergeburt.“

Diese positive Sicht findet im älteren Sacramentarium Gelasianum und anderswo sogar einen liturgischen Ausdruck, der bis ins 11./12. Jahrhundert in Gebrauch bleibt: ein fast vollständiges Formular für eine Messe „in natale genuinum“. Freilich ist umstritten, ob es sich dabei nur um eine Messe am ersten Jahrestag der Geburt als Dank für das damals nicht selbstverständliche Überleben eines Säuglings handelt, oder aber

um das Zeugnis für ein unbefangenes christliches Urteil über den Wert des Lebens, der Geburt und der Geburtstagsfeier.

Auch wenn in den letzten Jahrhunderten in katholischen Gegenden fast nur der Namenstag Geltung besaß, während die evangelischen Christen stets am Geburtstag festhielten, bin ich als katholischer Bischof doch nunmehr genügend historisch und theologisch gerechtfertigt, um Ihren Geburtstag, liebe Schwester Junkermann, bedenkenlos mitzufeiern!

Von ganzem Herzen gratuliere ich Ihnen im Namen unseres Bistums und ganz persönlich. Wir freuen uns mit Ihnen, dass es Sie gibt, und danken Gott dafür, dass er Sie vor nunmehr fast acht Jahren in unser Gebiet geführt hat. Ökumene lebt zu einem großen Teil von persönlichen Beziehungen. Ich glaube, dass auch die Chemie zwischen uns ganz gut stimmt und bin mir ziemlich sicher, dass wir uns auch weiterhin den Herausforderungen unserer Zeit vertrauensvoll, mit Herz und Verstand sowie auf Augenhöhe stellen werden.

So wie ich Sie kenne, gilt von Ihnen wohl auch, was Eugen Roth in einem Gedicht – von mir nur geringfügig verändert – einmal so formuliert hat:

Ein Mensch, nur 60 Jahre jung,
Ist geistig noch ganz gut in Schwung.
Er ist recht munter und ganz wendig,
auch seine Seele ist lebendig.
Und fragt man ihn, wie er das macht,
so sagt er „ich hab nachgedacht.
Es geht mal vor und mal zurück,
oft auch vorbei am großen Glück.
Jedoch das kleine kommt entgegen
Dir hundertfach auf manchen Wegen.
Du brauchst Geduld und viel Geschick
im Umgang mit dem Lebensglück.
Wenn Du bedenkst auf dieser Welt:
am besten ist´s mit uns bestellt,
wo wir ein klares Bild uns machen,
vom Leben, Lieben, Weinen, Lachen.
Mit Einsicht, Zuversicht, Vertrauen:
Nicht rückwärts sondern vorwärts schauen!“

Nicht rückwärts, sondern vorwärts schauen! Möge das auch weiterhin eine Ihrer bewussten oder unbewussten Maximen sein. Zudem wünsche ich Ihnen ganz einfach viel Freude am Leben, Kraft und Zuversicht. Und weil Luther auch noch des Lateinischen mächtig war: Ad multos annos!

Ein katholisches Grußwort?

Zur Eröffnung der Ausstellung

„Gegen Kaiser und Papst. Magdeburg und die Reformation“
am 31. August 2017 im Kulturhistorischen Museum Magdeburg

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident Dr. Haseloff, verehrte und liebe Frau Landesbischöfin Junkermann, sehr geehrte Frau Dr. Köster, sehr geehrter Herr Professor Dr. Puhle, meine sehr geehrten Damen und Herren,

wie kommt das Kulturhistorische Museum Magdeburg dazu, im 500. Gedenkjahr der Reformation neben dem Ministerpräsidenten und der evangelischen Landesbischöfin auch einem katholischen Bischof die Schirmherrschaft über eine Ausstellung mit dem Titel „Gegen Kaiser und Papst“ anzutragen? Und wie ist es möglich, dass jemand wie ich – in dessen bischöfliche Vorgeschichte ja Kardinal Albrecht als Gegenspieler Luthers irgendwie mit hineingehört, der damit gewissermaßen in der Tradition der Verlierer jener Zeit steht und der außerdem noch einer Kirche angehört, in der das Papsttum eine wichtige Rolle spielt – sich sofort darauf eingelassen hat? Noch vor 100 oder auch 50 Jahren wäre das undenkbar gewesen. Was würde Luther dazu sagen? Da solche Spekulationen müßig sind, möchte ich auf andere Weise darauf eine Antwort geben.

Ursprünglich – so die Erkenntnis, die sich im Laufe des 20. Jahrhunderts immer mehr durchgesetzt hat – war es nicht die Absicht Luthers, die Kirche zu spalten, sondern vielmehr, sie grundlegend aus ihrem biblischen Ursprung heraus zu erneuern. Das aber ist aus unterschiedlichen Gründen misslungen. Stattdessen kam es in Folge der reformatorischen Auseinandersetzungen zu einer unsäglichen Trennungs- und Entfremdungsgeschichte mit zahllosen Konflikten und Verletzungen. Geistliche und theologische Anliegen vermischten sich mit politischen Interessen. Beide Seiten – Katholiken und Protestanten – bekämpften sich schließlich nicht mehr nur mit feinsinnigen oder polemischen Argumenten,

sondern auch gewaltsam. Blutige Konfessionskriege – vor allem im Kontext des sogenannten Dreißigjährigen Krieges (1618-1648) – wurden geführt, Andersgläubige unterdrückt, verfolgt oder vertrieben. Sowohl Tilly als Feldherr der katholischen kaiserlichen Truppen als auch König Gustav Adolf, der auf evangelischer Seite kämpfte, sind für unsere Region dafür markante Beispiele. Jahrhundertlang war es belastend, wie evangelische oder katholische Mehrheiten mit den jeweils anderen konfessionellen Minderheiten umgingen.

Andererseits zeigt ein Blick in die Geschichte aber auch gegenteilige Tendenzen und Erfahrungen. So gab es schon in den Auseinandersetzungen des 16. Jahrhunderts um den wahren Glauben nicht nur unerbittliche Gegner, sondern auch interessante Vermittlungstheologen und Kirchenpolitiker, wie z.B. den letzten katholischen Bischof von Naumburg-Zeitz, Julius Pflug (1499-1564), einen Mann der Versöhnung und des Friedens, dem die Erneuerung und Einheit der Kirche ein Anliegen war und der sich darum an fast allen großen Religionsgesprächen seiner Zeit beteiligt hat.

Trotz der konfessionellen Abgrenzungen und vielfach erfahrbarer Feindseligkeiten lassen sich durch die Jahrhunderte hindurch auch noch manche andere Beispiele von Toleranz, Verständigungsbemühungen, gegenseitiger Unterstützung und wachsendem Vertrauen aufzeigen. Besonders haben die Erfahrungen des Ersten und Zweiten Weltkriegs



ges, von nationalsozialistischer und kommunistischer Diktatur, von Vernichtung und Vertreibung sowie von Unterdrückung durch religionsfeindliche Mächte mit dazu beigetragen, die Überzeugungen der anderen Christen wohlwollender als zuvor wahrzunehmen und sich solidarischer aufeinander zuzubewegen. Hilfreich dazu waren auch die Trennung von Thron und Altar, Staat und Kirche, Politik und Religion. Schließlich haben die Ökumenische Bewegung und die mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil erfolgte Öffnung der katholischen Kirche für deren Anliegen bewirkt, dass das katholisch-evangelische Verhältnis sich zumeist deutlich verbesserte und recht positiv entwickelte. Und gerade im Vorfeld des diesjährigen Reformationsjubiläums ist es auf beeindruckende Weise gelungen, auf dem Weg einer „Reinigung des Gedächtnisses“ bzw. einer „Heilung der Erinnerungen“ voranzukommen. Betrachtet man alles, was hinter uns liegt, sowohl die negativen wie die positiven Erfahrungen, die beide Seiten miteinander gemacht haben, so könnte man sagen: „Wir wissen, was wir einander angetan haben und was wir aneinander haben.“

Kann man aus der Geschichte lernen? Das ist umstritten. Schließlich hat jede Phase auch ihre unverwechselbare Einmaligkeit. Darum sollte der praktische Effekt historischer Ausstellungen nicht überschätzt werden. Andererseits ist ihnen aber auch nicht jede Nützlichkeit abzusprechen. Eine differenzierte Auseinandersetzung mit der Vergangenheit kann durchaus dazu beitragen, die Gegenwart besser zu verstehen und zu bewältigen. Oftmals sind die Grundprobleme gar nicht so verschieden.

Vielleicht führt diese Ausstellung auch zu der Einsicht, dass „gegen jemanden oder etwas zu sein“ manchmal notwendig sein mag, aber nicht zum Grundsatz werden darf. Nur aus dem Widerspruch zu leben, zeugt nicht unbedingt von einer kreativen Gestaltungskraft und kann sogar zerstörerisch sein. Manche dumpfen Parolen und aggressiven Proteste unserer Zeit lassen das jedenfalls überdeutlich erkennen. So scheuen sich einige ja auch nicht, unter der Losung „Wir sind Luther“ das reformatorische Erbe in politischer Form fundamentalistisch und populistisch zu missbrauchen.

Ich danke allen Initiatoren, Veranstaltern, Förderern und Leihgebern dieser Ausstellung sehr herzlich. Mögen viele Besucher und Besucherinnen durch sie anregende Einsichten in die Geschichte unserer Stadt

gewinnen und sich ermutigen oder provozieren lassen, kritisch und konstruktiv daran mitzuwirken, dass wir in unserer Gesellschaft auch weiterhin friedlich miteinander leben können, in gegenseitiger Achtung, Solidarität und Weltoffenheit.

Mehr als ein Krankenhaus

Predigt beim Ökumenischen Gottesdienst zur
120-Jahrfeier des Krankenhauses St. Elisabeth und St. Barbara
in Halle am 8. September 2017

Seit 120 Jahren gibt es nun schon in Halle das Krankenhaus St. Elisabeth und St. Barbara. Unlösbar verbindet sich damit die noch 5 Jahre längere Wirkungsgeschichte der Elisabeth-Schwestern hier am Ort. Mit großem Respekt schaue ich auf die vielen, die sich „um Gottes und der Menschen willen“ mit Leib und Seele in dieses karitativ-soziale Gemeinschaftswerk eingebracht haben und bringen – in direkter Sorge um die Kranken oder in anderen Diensten. Was für eine enorme Herausforderung ist es doch, wenn jemand krank wird?!

Krankheit als Krise des ganzen Menschen

Zur Wahrheit menschlichen Daseins gehört, dass unser Leben endlich, begrenzt, hilflos und vergänglich ist. Oftmals wird das verdrängt. Gesundheit gilt fast als höchster Wert, und krank zu sein wird als Unglück empfunden. Nicht selten stürzen körperliche Leiden, Schmerzen und lebensbedrohliche Diagnosen Menschen in eine schwere Krise. Angst und Verzweiflung, Resignation und Trauer werden durchlebt. Der ganze Mensch wird davon erfasst; es betrifft ihn nicht nur körperlich, sondern zugleich auch geistig und seelisch, existentiell und sozial. Viele fürchten, nicht verstanden und alleingelassen zu werden, möchten ihre Mitmenschen „schonen“ und nicht als hilflos erscheinen. Unfähig, allein zurechtzukommen, oder in ein Krankenhaus eingeliefert, fühlen sich Manche fremden Zwängen ausgeliefert. Und die Gefahr, dass etwas von der Menschenwürde verloren gehen könnte, ist nicht von der Hand zu weisen. Ein kranker Mensch ist in seiner ganzen Existenz „gekränkt“. Innerweltliche Sicherheiten werden in Frage gestellt, Illusionen und Selbsttäuschungen entlarvt. Krankheit führt den Menschen vor grund-

legende Fragen seiner Existenz: Warum hat es gerade mich getroffen? Womit habe ich das verdient? Werde ich wieder gesund? Welchen Sinn haben meine Leiden und Schmerzen? Ist mit dem Tod alles zu Ende? Und manche fühlen sich auch von Gott verlassen. Die Sehnsucht nach Hilfe und Zuwendung ist groß.

Als Gesunder fällt es einem relativ leicht zu sagen, dass Schmerz, Krankheit und Leid zu den Aufgaben gehören, die das Leben dem Menschen stellt, damit er daran wachse und zum wirklichen Menschen werde. Dichter, Denker und Philosophen sind manchmal dieser Meinung. So sagt z. B. André Gide: „Ich glaube, dass Krankheiten Schlüssel sind, die uns gewisse Türen öffnen können. Ich glaube, es gibt gewisse Tore, die einzig die Krankheit öffnen kann. Es gibt jedenfalls einen Gesundheitszustand, der uns nicht erlaubt, alles zu verstehen. Vielleicht verschließt uns die Krankheit einige Wahrheiten, ebenso aber verschließt uns die Gesundheit andere.“ Mit solchen Deutungen sollte man zurückhaltend und sehr behutsam sein. Wahrscheinlich kann man ihnen erst dann einiges abgewinnen, wenn Erfahrungen dahinterstehen. Krankheiten stellen Gefährdungen dar, bieten aber auch Chancen. Man kann scheitern, man kann aber auch gestärkt daraus hervorgehen und danach bewusster leben.

Göttliche Hoffnungszeichen

In solchen „Wüstenzeiten“ erinnern sich Christen biblischer Erfahrungen und Aussagen. Darin wird Gott als Schöpfer und Erhalter der Welt und des Menschen bezeugt, als „Freund des Lebens“ und letzter Halt. Dieser Gott ist freilich nicht verfügbar. Gerade angesichts des Leids der Menschen bleibt er der letztlich Nichtbegreifbare. Fragen nach dem Warum und Wozu bleiben oft ohne Antwort.

Und doch ist er aus seinem Geheimnis herausgetreten und hat sich vielen als trostreicher Begleiter und wirkmächtiger Retter erwiesen, als der „Ich-bin-für-euch-da“ (vgl. Ex 3,14), als Gott mit uns und für uns, als jemand, der uns – wie es das eben gehörte Hohelied der Liebe zum Ausdruck bringt – um unserer selbst willen bedingungslos liebt, als jemand, der uns mit allen Fehlern und aller Schuld erträgt, als jemand, in dessen unendlicher Liebe man sich geborgen wissen darf.

In Jesus Christus ist diese Liebe Gottes zu den Menschen eindrucksvoll sichtbar geworden: wie er sich den leiblich und seelisch kranken Menschen zugewandt hat und durch Worte und Zeichen zu neuem Leben verhalf. Er ist der göttliche Arzt, der nicht nur irgendwelche sensationellen Wunder wirkt, sondern das Heil des ganzen Menschen im Blick hat. Mit der Aussage „Ich war krank, und ihr habt mich besucht“ (Mt 25,36) identifiziert er sich sogar mit den Kranken und macht deutlich: Wer sich ihnen zuwendet, hat die Möglichkeit, ihm selbst zu begegnen und einen liebevollen Dienst zu erweisen: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan (Mt 25,40).“

In Jesu Leiden aber hat Gott selbst sich den Schwerkranken und Sterbenden zur Seite gestellt und mit ihnen das Tal der Anfechtung und des Todes durchschritten. Und die Auferstehung Jesu ist für die Glaubenden zur Hoffnungstat Gottes geworden: Krankheit und Leiden, Sterben und Tod sind Durchgang – vom Dunkel zum Licht, vom Tod zum Leben in der bleibenden Gemeinschaft mit Gott und mit allen bei ihm Vollendeten.

Den Auftrag Jesu „Heilt Kranke!“ (Mt 10,8) haben seine Jünger sehr ernst genommen. Sie besaßen zwar nicht Silber und Gold (Apg 3,6), haben sich aber den Notleidenden zugewandt, ihre Isolation durchbrochen, sie



im Glauben bestärkt und ihnen erfüllteres Leben ermöglicht. Dieses Engagement ist für die gesamte Geschichte der Kirche richtungsweisend geworden. Für viele war und ist das der Weg, wahrhaft menschlich zu leben und darin vielleicht sogar Christus nahe zu sein.

Heilsame Dienste

In dieser Tradition sieht sich auch das Krankenhaus St. Elisabeth und St. Barbara zu Halle. Seinen Stifterinnen gemäß will es sich weiterhin um ein christliches Profil und einen heilsamen Geist mühen. Worin könnte beides bestehen und sichtbar werden? Wie können diejenigen, die hier arbeiten, eine Liebe leben, die „alles erträgt, alles glaubt, alles hofft und allem standhält (vgl. 1 Kor 13,7)?

Keine Frage: Ein Krankenhaus ist nicht primär dadurch christlich, dass es einen kirchlichen Träger, Ordensschwwestern sowie Seelsorger und Seelsorgerinnen hat, dass in den Zimmern Kreuze oder andere christliche Symbole hängen. Klar ist auch, dass sich moderne Krankenhäuser aller Art im marktorientierten Gesundheitswesen bewähren müssen. Einerseits werden Höchstleistungen erwartet, andererseits nimmt der Kostendruck zu. Spannungen zwischen therapeutischem Bemühen und den Grenzen des Machbaren bleiben nicht aus. Oft fühlen sich Ärzte und Pflegende überfordert und Patienten trotz aller technischen Versorgung menschlich ziemlich alleingelassen. Und schließlich sind alle, die hier arbeiten, auch Teil der Gesellschaft und von denselben Werten und Tabus geprägt, die allenthalben anzutreffen sind. So kann es leicht dazu kommen, dass sich statt des Schwungs der „ersten Liebe“ eher Routine und Desillusionierung einschleichen.

Dennoch müsste es doch auch weiterhin möglich sein, einem christlichen Selbstverständnis, menschlicher Empathie und sogar tiefgründiger Liebe sichtbaren Ausdruck zu verleihen! Oftmals zeigt sich das nicht unbedingt spektakulär, sondern schon in bestimmten Haltungen und Standards.

Erfreulich ist da für mich schon einmal, dass das Krankenhaus nicht in ein „Gesundheitszentrum“ umbenannt worden ist. Selbst wenn sich mit diesem neuen Begriff ein ganzheitliches Versorgungsverständnis verbinden kann, verbirgt sich dahinter doch auch die Tendenz, Kranksein

als menschliche Erfahrung zu verleugnen oder zu diskriminieren, den gesunden Körper aber ungebührlich zu verherrlichen und zum Maß aller Dinge zu machen. Menschen, die krank sind, müssen in ihrer Not auch Achtung finden und dürfen nicht als Verlierer gebrandmarkt werden. Von ihrer Würde überzeugt zu sein und ihnen in Achtung und Ehrfurcht zu dienen, müsste ein erstes Kennzeichen eines christlichen Krankenhauses sein.

Wenn es eine „Hierarchie“ in einem Krankenhaus geben sollte, nimmt der Patient darin die erste Stelle ein. Um ihn geht es, um seine Heilung und sein Heil. Dabei ist nicht nur ein Optimum an Therapie und Pflege nötig, sondern auch ein Optimum an menschlicher Zuwendung, an Güte, Wohlwollen, Freundlichkeit, Wertschätzung und Geborgenheit. Jede und jeder Kranke müsste spüren, hier bin ich als Mensch, als Person angenommen.

Für die Christlichkeit eines Krankenhauses ist auch entscheidend, in welchem Verhältnis Ärzte, Schwestern und Pfleger, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zueinander stehen. Ist da etwas von Kollegialität zu spüren? Sicher wird es auch in einem kirchlichen Krankenhaus immer auch Probleme, Spannungen und Konflikte geben. Entscheidend ist aber, in welchem Geist und mit welchen Mitteln man sie löst.

Schließlich ist die Christlichkeit eines Krankenhauses auch daran zu erkennen, ob man hier das Recht hat, menschenwürdig zu sterben, und wie man mit Sterbenden umgeht. Neben dem Ja zum Leben gehört auch das Ja zum Tod. Treffend sagt dazu schon der Schweizer Arzt Paul Tourner: „Dem Menschen leben helfen und ihm sterben helfen, darin scheint mir die ganze Medizin zu bestehen“. In einem christlichen Krankenhaus muss etwas von dem Glauben spürbar werden, dass es eine von Gott begründete Beziehung gibt, die auch durch den Tod hindurchträgt.

Selbstverständlich bedarf es einer eigenen Ethik der ganzen Institution, die alles prägen muss, das alltägliche Handeln und Unterlassen, Struktur und Organisation, den Umgang mit den Finanzen, die Verwaltung und den „Stil des Hauses“. Diese muss in der Öffentlichkeit erfahrbar werden und in Aus- und Fortbildung sowie besonders in der Einstellung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter immer wieder zur Sprache gebracht werden. Letztlich steht und fällt aber der christliche Charakter eines

Krankenhauses mit der Haltung einer jeden Mitarbeiterin und eines jeden Mitarbeiters.

Für die heilige Elisabeth war die Liebe Gottes eine unerschöpfliche Quelle, aus der ihr leidenschaftlicher Einsatz für die Armen und Kranken Kraft und Zuversicht bezogen hat. Auch uns könnte das Vertrauen in Gottes Liebe davor bewahren, entweder selbstherrlich und hochmütig zu werden oder zu resignieren und aufzugeben. In diesem Sinne war und ist auch das Krankenhaus St. Elisabeth und St. Barbara schon von Anfang an gewissermaßen „mehr als ein Krankenhaus“, ein Ort jedenfalls, an dem Menschen immer wieder versucht haben und versuchen, aus Glaube und Hoffnung zu leben und der Liebe ein Gesicht zu geben. Mögen auch weiterhin in Sorge um die Kranken – wie es im folgenden Lied heißt – ein heilender Glaube, eine unerschütterliche Liebe und eine unstillbare Hoffnung die Herzen von uns allen erfüllen, „damit wir gefestigt sind, unsere Haltung zu zeigen“.



Integration ist keine Einbahnstraße

Laudatio zu 20 Jahre refugium e.V. am 20. September 2017

Sehr geehrte Frau Ministerin Grimm-Benne,
Frau Staatssekretärin Möbbeck,
Frau Landesbischöfin, liebe Schwester Junkermann,
verehrte Landtagsabgeordnete aus den verschiedenen Fraktionen,
sehr geehrter Herr Domkapitular Dr. Thorak,
liebe Frau Schwenke,
sehr geehrte Mitglieder und Mitarbeiter des Vereins refugium e.V.,
liebe Gäste, und vor allem auch: liebe Jugendliche,

Ende des Jahres 2016 waren 65 Millionen Menschen weltweit auf der Flucht. Jeder 113. Mensch auf der Erde, so habe ich gelesen, ist derzeit Flüchtling, sucht Asyl oder ist binnenvorvertrieben. Rund 23 Millionen Menschen sind vor kriegerischen Konflikten, schweren Menschenrechtsverletzungen oder Verfolgung aus ihrer Heimat in andere Länder geflohen. Die Hälfte davon sind Kinder unter 18 Jahren. Die meisten von ihnen flüchten gemeinsam mit ihren Eltern. Doch das gelingt nicht immer. Familien werden getrennt oder Eltern verfügen nicht über genügend Mittel für eine gemeinsame Flucht. Darüber hinaus gibt es für Kinder und Jugendliche auch spezifische Fluchtgründe: Sie fliehen z.B. vor der Rekrutierung als Kindersoldaten, vor Zwangsprostitution oder Zwangsverheiratung; sie fliehen, weil sie gefoltert werden oder befürchten müssen, in Sippenhaft genommen zu werden; sie fliehen, weil sie auf der Suche nach ihren Familienangehörigen sind oder weil sie da, wo sie herkommen, keine Perspektive für sich sehen. Vielfach werden sie auch vorausgeschickt, um eines Tages ihre Familien nachzuholen oder diese aus der Ferne wenigstens finanziell zu unterstützen. In den meisten Fällen sind sie von Schleusern und Menschenhändlern abhängig und monatelang oder gar jahrelang auf der Flucht, oft unter dramatischen Umständen – und all das müssen sie ohne ihre Angehörigen durchstehen. „Man kann sich“ – so sagte einmal ein Jugendlicher, der von refugium aufgenommen worden war – „nicht vorstellen, wie das ist, ohne Eltern zu sein. Ohne Eltern zu sein, das verletzt das Herz.“ Ja, minderjährige unbegleitete Flüchtlinge sind die verletzlichsten Opfer der weltweiten Fluchtbewegungen.

Ihnen einen Zufluchtsort – ein refugium – zu schaffen, war von Anfang an die Motivation des Vereins refugium. Seit nunmehr zwanzig Jahren begleitet er die oft traumatisierten Kinder und Jugendlichen. Als korporatives Mitglied beim Caritasverband für das Bistum Magdeburg und als Träger der freien Jugendhilfe im Land Sachsen-Anhalt führt der Verein vor allem Vormundschaften für die Kinder und Jugendlichen. Er vertritt ihre Interessen in allen Bereichen und regelt die ausländerrechtlichen Angelegenheiten im Spannungsfeld zwischen Kinder-, Jugend- und Aufenthaltsrecht. Bis Ende August dieses Jahres waren dies insgesamt 393 Vormundschaften für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge aus 49 verschiedenen Herkunftsländern. Das heißt, der Verein stellte sich auf fast vierhundert Kinder und Jugendliche ein, die die unterschiedlichsten kulturellen, ethnischen, religiösen und biografischen Prägungen mitbringen. Ihnen galt und gilt es, als individuellen Persönlichkeiten gerecht zu werden und eine auf sie zugeschnittene Lebensperspektive zu eröffnen, und das immer – wie Sie, liebe Frau Schwenke, vor kurzem einmal sagten – in einem „oft sehr engen aufenthaltsrechtlichen Korsett“.



Deshalb gehört es auch zu den Aufgaben des Vereins, an der Gestaltung politischer Rahmenbedingungen mitzuwirken. Derzeit sind es vor allem zwei Themenbereiche, die im Vordergrund stehen: zum einen die oft fehlende rechtliche Möglichkeit, dass die Jugendlichen ihre eigene Familie nach Deutschland holen können. Hier gibt es einen dringenden Handlungsbedarf, um gemeinsam humanitäre Lösungen zu finden. Zum anderen zeigt sich, dass der Übergang von der Minderjährigkeit ins Erwachsenenleben ein großes Problem ist, das besserer Übergangssysteme bedarf. In diesem ganzen Spektrum von Kinder-, Jugend- und Aufenthaltsrecht kann refugium seine zwanzigjährige Erfahrung einbringen und so ein gefragter Partner all derer sein, die sich ebenfalls in diesen Bereichen engagieren. In den letzten 20 Jahren hat sich dadurch eine verlässliche Zusammenarbeit mit Jugendämtern, Ausländerbehörden, Schulen und verschiedenen Akteuren aus dem Bereich des Gesundheitswesens ergeben.

Durch die verstärkte Flüchtlingszuwanderung in den letzten beiden Jahren wurde es erforderlich, den Dienst personell und fachlich zu erweitern. Im Zusammenwirken mit dem Ministerium für Arbeit, Soziales und Integration konnten dafür sowohl eine neue Regionalstelle in Halle geschaffen als auch der Standort Magdeburg personell verstärkt werden. Dankenswerterweise wird refugium e.V. ja durch das Land Sachsen-Anhalt und nicht zuletzt auch durch Spenden finanziert. Fachlich hat sich der Verein seit 2016 einer weiteren Aufgabe gestellt: der Qualifizierung und Beratung von ehrenamtlichen Vormündern und gegebenenfalls auch von Amtsvormündern. In der Zusammenarbeit mit dem Jugendamt Magdeburg, der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung und dem Roncalli-Haus konnten bisher ca. 160 Bürgerinnen und Bürger erreicht werden, die eine ehrenamtliche Vormundschaft übernehmen wollten.

Hinter all diesen Fakten und Zahlen stehen konkrete Menschen: zum einen all diejenigen, die die Arbeit des Vereins tragen und unterstützen und sich Tag für Tag für das Wohl der ihnen anvertrauten Kinder und Jugendlichen einsetzen, zum anderen natürlich vor allem die minderjährigen unbegleiteten Flüchtlinge selbst. „Sie sind“ – wie Papst Franziskus in einem Tweet vom April 2016 einmal schrieb – „keine Zahlen, sie sind Gesichter, Namen, Geschichten – und als solche müssen sie behandelt werden.“ Deshalb steht das Wort „Begegnung“ für diejenigen, die im Verein refugium engagiert sind, im Mittelpunkt. Sie begegnen den ein-

zelen Kindern und Jugendlichen, indem sie ihnen zuhören, sich auf ihre Bedürfnisse einstellen und mit ihnen zusammen nach Wegen für ihre je eigene Zukunft suchen. Dazu gehören Schulbildung und Ausbildung, dazu gehört auch die Sorge für das physische und psychische Wohl der Mündel. Aufgrund der oft traumatischen Fluchterfahrungen ist in vielen Fällen eine therapeutische Behandlung notwendig, die sich bisher gar nicht immer so einfach realisieren lässt. Zur Begegnung gehört es aber auch, den Kindern und Jugendlichen zu ermöglichen, sich kreativ auszudrücken und so ihre Erfahrungen zu verarbeiten. Ich erinnere mich an ein Projekt, das mich damals vor zehn Jahren sehr berührt hat: das Tanzprojekt „Kinder des Windes“. Bezeichnend dafür sind auch die aussagestarken „Zukunftsbilder“, die in einem Kreativworkshop entstanden und im vergangenen Jahr in Salzwedel ausgestellt worden sind.

Ganz besonders wichtig erscheint es mir über all das hinaus, dass es auch zu Begegnungen zwischen den Mündeln von refugium und Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen aus unserem Land kommt. Wir müssen – so haben Sie, liebe Frau Schwenke, neulich gesagt – „Orte der Begegnung schaffen, wo sich Einheimische und Zugewanderte kennenlernen können und wo man sich auch über verschiedene kulturelle und religiöse Haltungen im Zusammenleben offen auseinandersetzen kann“. Solche Orte der Begegnung sind gerade im Zugehen auf das Jubiläumsjahr von refugium geschaffen worden. Ich denke z.B. an die Veranstaltung „Verschiedeneinander“, die im Kunstmuseum Magdeburg im Zusammenhang mit der Ausstellung „Seht, da ist DER MENSCH“ stattfinden konnte, außerdem an das interkulturelle Modellprojekt „Das Haus“, das letztes Jahr im Puppentheater seine Premiere hatte, oder an einen mehrwöchigen Workshop, in dem geflüchtete Kinder und Jugendliche zusammen mit Studierenden im Juli dieses Jahres aus dem Bereich Medienbildung Theaterstücke zum Thema „Heimat“ entwickelt haben.

In unserer derzeitigen gesellschaftlichen Situation scheint mir eine solche gemeinsame Auseinandersetzung mit der Frage nach Heimat und Identität höchst aktuell zu sein. Die Willkommenskultur gegenüber Flüchtlingen, die nach wie vor beeindruckend ist, muss sich immer mehr mit einer Integrationskultur verbinden. Und „das ist leichter gesagt als getan“ (Erzbischof Heße). Denn aufgrund der steigenden Zahl von Menschen, die in den letzten zwei Jahren zu uns geflüchtet sind, hat sich das Klima ihnen gegenüber offenkundig verschlechtert. In großen Teilen der

Gesellschaft nehme ich manche Verunsicherungen wahr, von Ängsten und Vorbehalten über Verschwörungstheorien und Abgrenzungstendenzen bis hin zu Wut und Hass. „Ich bin ja tolerant“ – habe ich erst kürzlich eine ältere Frau lautstark tönen hören – „aber nicht gegenüber Migranten!“ Und in immer neuen Variationen kann man Sätze hören wie: „Ich habe nichts gegen Ausländer – aber sie sollen sich an unsere Verhältnisse anpassen!“ Doch woran genau sollen sie sich anpassen?

An christliche Traditionen oder konfessions- und religionslose Gepflogenheiten? An Bratwürste und Steaks oder vegetarische und vegane Alternativen? An bayrische Folklore oder nordostdeutsche FKK-Strände? An hehre Ideale von gestern oder aktuelle Verhaltensweisen jeder Art? An reaktionäre oder modernistische Bestrebungen? An die Beachtung von Menschenwürde, Freiheit und Solidarität oder die zunehmende



Respektlosigkeit und den sich verbreitenden Gebrauch von Hetze und Provokation? An die Übernahme von Verantwortung für den Schutz des Lebens in allen Phasen oder dessen weitere Liberalisierung? Was hält denn unsere Gesellschaft eigentlich noch zusammen und kann als gemeinsame Identität angesehen werden? Driften wir nicht in vielem immer mehr auseinander? Und manchen Fragebogen, den man Migranten vorlegt, die sich bei uns einbürgern wollen, könnten vermutlich auch nicht alle Einheimischen beantworten.

Ohne Zweifel ist die Anerkennung des Grundgesetzes eine unabdingbare Basis für alle, die in Deutschland leben wollen. Aber was hat es dann z.B. mit der sogenannten christlich-abendländischen Kultur auf sich, die derzeit beschworen wird und die man angesichts der vielen Zuwanderer bewahren müsse? Wer sich auf das Christentum als Grundlage unserer Identität bezieht, müsste dabei allerdings auch konsequent bleiben. Christliche Identität ist nämlich niemals selbstbezogen.

Sie erweist sich vielmehr gerade darin, dass sie auf Menschen aller Kulturen und Nationen ausgerichtet ist. Ja, noch mehr, bereits im Judentum hatte sich so etwas wie eine kopernikanische Wende gegenüber Fremden vollzogen, wenn es heißt, „dass man den Fremden nicht nur nicht unterdrücken darf ..., sondern dass man ihn ‚lieben soll wie sich selbst‘. Dies ist eine unübersehbare Wende in der Kulturgeschichte und ist ein wesentlicher Grund, warum alle Anhänger der biblischen Religion, zumal das Christentum, vor einem unaufgebbaren ethisch-religiösen Erbe stehen, das man ohne Selbstzerstörung nicht preisgeben darf“ (Kardinal Lehmann).

Integration kann deshalb weder Assimilation bedeuten noch die Entwicklung einer Parallelgesellschaft. Integration ist keine Einbahnstraße, sondern betrifft beide Seiten: die Migranten und die einheimische Bevölkerung. So schreibt Fulbert Steffensky: „Man weiß nur, wer man ist, wenn man sich dem Schmerz der Fremdheit aussetzt. Man lernt den eigenen Reichtum erst kennen, wo man sich mit fremden Lebenswürfen und fremder Religion auseinandersetzen muss. Und man lernt den eigenen Mangel erst kennen, wenn man auf den Reichtum der Fremden stößt.“ Der Deutsche Caritasverband hat seine Jahreskampagne 2017 mit dem Leitsatz „Zusammen sind wir Heimat“ überschrieben. Angesichts der hochgradig emotionalisierten aktuellen Debatten ist dies nicht nur mutig, sondern auch höchst notwendig. Heimat ist etwas, das alle Menschen betrifft, unabhängig von Herkunft, Kultur und Religion. „Doch Heimat“ – so formuliert es Georg Cremer, der Generalsekretär des Deutschen Caritasverbandes – „ist nichts, was einem selbst und der eigenen Gruppe selbst gehört. Heimat ist Begegnung. Ohne Begegnung, Vertrauen und Freundschaft ist jeder Ort auf der Erde unwirtlich, auch für diejenigen, die immer schon dort waren. Heimat schaffen wir gemeinsam.“

Dafür steht seit zwanzig Jahren der Verein refugium. Zusammen mit zahlreichen Akteuren aus Politik und Gesellschaft bietet er jungen Menschen, die ihre ursprüngliche Heimat verloren haben, in Begegnung, Vertrauen und Freundschaft einen Zufluchtsort, von dem aus sie eine neue Heimat finden können. So freue ich mich, dass Sie alle, die Sie sich seit zwanzig Jahren gegen alle Widerstände für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge einsetzen, heute in dieser Feier geehrt und bestätigt werden! Vor allem aber möchte ich Ihnen heute von Herzen danken.

- Mein besonderer Dank gilt der Vereinsvorsitzenden Frau Monika Schwenke und dem Stellvertretenden Vereinsvorsitzenden, Herrn Duc.
- Herzlich danke ich Herrn Bartnig, der seit Anbeginn an hauptamtlich angestellt ist und die Vormundschaften führt; ferner Frau Schüller, Frau Markert, Frau Bolte, Frau Dix und Frau Breitenbach.
- Ich danke all denen, die sich in den Clearingstellen und für die verschiedenen anderen Unterbringungsmöglichkeiten engagieren: der Caritasträgergesellschaft St. Mauritius und der Regionalstelle des Caritasverbandes in Halle.
- Ich danke dem Caritasverband für das Bistum Magdeburg, der die Arbeit auf vielfältige Weise trägt und unterstützt, sowie den verschiedenen Akteuren aus Politik, Gesellschaft und Kirche für das konstruktive Miteinander im Einsatz für die unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge.
- Und schließlich danke ich vor allem auch denen, die die Arbeit von refugium e.V. ehrenamtlich mit tragen und fördern. Ohne Sie wäre diese Arbeit kaum möglich. Sie stellen Ihre jeweiligen Kompetenzen zur Verfügung und tragen so dazu bei, dass die jungen Menschen Mut und Vertrauen wieder finden können. Sie sorgen so dafür, dass ein Klima der Wertschätzung und des Respekts in der Gesellschaft entstehen kann.

Ihrer aller Arbeit und Ihr Engagement erfordern Mut, Fingerspitzengefühl und sicher immer wieder eine „leidenschaftliche Gelassenheit“ angesichts der oft harten gesellschaftlichen und politischen Fakten und

Tendenzen. Ich wünsche Ihnen, dass Sie die Begegnungen, die Sie im Umgang mit den Kindern und Jugendlichen erfahren, immer wieder auch als Geschenk und als menschliche Bereicherung erleben.

Schließen möchte ich – wie bereits damals bei Ihrem 10-jährigen Jubiläum – mit den Schlusszeilen eines Gedichts von Hilde Domin, in dem für mich nach wie vor ein bleibender Auftrag und zugleich eine tiefe Ermutigung zum Ausdruck kommt:

Und jenseits des Horizonts,
wo die großen Vögel am Ende ihres Flugs
die Schwingen in der Sonne trocknen,
liegt ein Erdteil, wo sie mich aufnehmen müssen -
ohne Pass,
auf Wolkenbürgerschaft.

Mehr als nur eine mögliche Lebensweise

Predigt beim Segnungsgottesdienst der Ehejubilare 2017

Liebe Jubelpaare, liebe Schwestern und Brüder, am heutigen Tag geht es vor allem um Sie, die Sie seit fünfzig oder mehr Jahren verheiratet sind. Das ist ein Grund, auch Gott öffentlich zu loben und ihm zu danken. Dass er Sie diesen Tag hat erleben lassen und Ihnen die Kraft gegeben hat, einander so lange die Treue zu halten, ist gar nicht so selbstverständlich.

So viele Jahrzehnte gemeinsamen Lebens! Da geht der Blick unwillkürlich auch zurück. Wie war das damals, als Sie sich begegnet sind? Welche Erinnerungen haben Sie an Ihre Hochzeit?

- Nach dem Zweiten Weltkrieg aufgewachsen haben Sie sicher in keinen üppigen Verhältnissen gelebt. Deutschland war seit 1961 getrennt, Verwandtschaften waren auseinandergerissen, und die Partei der Arbeiterklasse versuchte im Osten alles im Griff zu behalten.
- Dennoch gähte es auch schon damals in manchen Gegenden Europas. Ein Jahr nach Ihrer Trauung brachen vor allem in Westdeutschland massive Unruhen aus. Die sogenannten 68er formierten sich und bewirkten schwerwiegende gesellschaftliche Veränderungen.



Im selben Jahr marschierten die Truppen des Warschauer Paktes in der Tschechoslowakei ein und wälzten die Bemühungen um einen demokratischen Sozialismus nieder.

- Auch in unserer Kirche war mit dem II. Vatikanischen Konzil, das 1965 seinen Abschluss gefunden hatte, viel in Bewegung.
- Und in der DDR gehörte schon eine Portion Mut und Standhaftigkeit dazu, seinem christlichen Glauben treu zu bleiben und sich zur Kirche zu bekennen.

In und trotz allem haben Sie voll Vertrauen zueinander Ja gesagt, haben Kinder großgezogen und Ihnen die Werte vermittelt, die Ihnen selbst wichtig sind. In Ihrer Gemeinde haben Sie einen Platz gefunden und sich vielleicht auch über viele Jahre in Familienkreisen gegenseitig gestützt und bereichert. Sie haben beruflich Ihren Mann und Ihre Frau gestanden und auf Grund Ihres Glaubens wahrscheinlich auch Nachteile in Kauf genommen.

Fünzig oder mehr Jahre gemeinsamen Lebens liegen nun hinter Ihnen. Wie viel hat sich seit Ihrer Hochzeit doch inzwischen verändert!

- Vor allem waren es die Jahre 1989 und 1990, die einen gewaltigen Einschnitt bedeuteten und eine grundlegende Umstellung in fast allen Lebensbereichen erforderten. Auf einmal in Freiheit zu leben, war beglückend und anstrengend zugleich.



- Heutzutage ist der Lebensstandard ein völlig anderer als in den ersten 25 Jahren Ihrer Ehe. Außerdem vollziehen sich rasante Entwicklungen. Manche davon rufen auch Angst und Unsicherheit hervor. Globalisierung, Digitalisierung, Klimawandel und die weltweiten Fluchtbewegungen sind nur einige Stichworte dafür.
- In ihrem persönlichen Leben gab es ebenfalls viele Veränderungen. Die Kinder sind erwachsen geworden und zumeist aus dem Haus. Viele von Ihnen haben Enkel, manche vielleicht auch schon Urenkel. Andererseits sind die Eltern und manche Verwandte und Freunde inzwischen bereits verstorben.
- Auch Sie selbst haben sich verändert: Sie können nicht mehr so hohe Sprünge machen wie damals zur Zeit Ihrer Hochzeit. Das Alter hinterlässt seine Spuren. Die erste Liebe ist längst dem Alltag gewichen. Neben Sternstunden gab es sicher auch Tiefpunkte. Krankheit und Schicksalsschläge waren zu bewältigen. Auch persönliche Enttäuschungen in der Ehe oder mit den Kindern blieben vermutlich nicht aus.

Dennoch sind Sie einander treu geblieben. Fünfzig oder mehr Jahre Ehe – und das noch mit dem ersten Partner: Ist man da ein Heiliger, ein Held oder ein Trottel? Früher galt so ein Paar als „eheerfahren“. Heute bedeutet dieses Wort eher, dass jemand mindestens eine Ehe bereits hinter sich hat. Das Leitbild einer lebenslangen Ehe und darauf begründeten Familie erscheint vielen Menschen als fragwürdig oder als fast unmöglich. In unserem Land wird derzeit jede zweite Ehe geschieden. Äußere Bedingungen erschweren oft das Zusammenleben: z.B. die Frage, wie Familie und Beruf vereinbart werden können oder wie man die Familie zusammenhalten soll, wenn ihre Mitglieder hier keine Arbeit gefunden haben und deshalb in alle Richtungen versprengt sind. Vor allem junge Menschen zögern manchmal, eine Familie zu gründen, weil sie keine Perspektiven für ihre Zukunft sehen.

In jüngster Zeit werden jedoch merkwürdigerweise manche von denen, die die Ehe als überholt angesehen haben, zu glühenden Verfechtern einer sogenannten „Ehe für alle“. Grundlegende Überzeugungen im Eheverständnis werden aufgegeben, weil man glaubt, sich bestimmten Strömungen anpassen zu müssen. Ich schätze und respektiere Menschen, die treu und verlässlich in anderen Beziehungen leben und halte

es für notwendig, ihnen staatlicherseits möglichst weitgehende Rechte einzuräumen. Das muss aber nicht den Begriff „Ehe“ einschließen. Deshalb gilt es für uns als Kirche umso mehr, für die ursprüngliche Sicht der Ehe aus Mann und Frau und die sich daraus entwickelnde Familie einzutreten.

Zugleich müssen wir uns als Kirche aber auch eingestehen, dass in der Ehelehre der Vergangenheit manchmal ein allzu enges Korsett vermittelt wurde, das die Ehepaare nicht selten in Gewissenskonflikte bringen konnte. Das Zweite Vatikanische Konzil hat hier frische Luft hineingebracht. Es betont nämlich z.B., dass der Sinn der Ehe nicht nur darin besteht, Kinder hervorzubringen. Vielmehr geht es auch um die beiden Personen, die einander in Liebe zugetan und einander zur Hilfe gegeben sind. Mann und Frau sind darin ebenbürtig und die Ehe ist – wie es in der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* (GS Nr. 48) heißt – an erster Stelle eine „innige Gemeinschaft des Lebens und der Liebe“. Diese Liebe umfasst den ganzen Menschen mit Leib, Seele und Geist. In der Liebe überschreitet der Mensch seine eigenen Grenzen und findet im anderen Heimat und Geborgenheit. Das ist ein langer Weg, in dem es immer wieder auch Krisen geben kann. „Wir können einander nicht versprechen, das ganze Leben lang die gleichen Gefühle zu haben“ – schreibt Papst Franziskus (AL Nr. 163.164) – doch „die Liebe, die wir versprechen, geht über alle Emotionen, Gefühle oder Gemütsverfassungen hinaus...“ und sie erfordert, „das Eheband immer wieder neu zu knüpfen“.

Aus eigener Kraft ist das gar nicht möglich. Unser Glaube ist hier ganz realistisch. Nicht umsonst sprechen wir Christen von der Ehe als einem Sakrament. Das ist – wie Papst Franziskus schreibt (AL Nr. 72) – weit mehr als „eine gesellschaftliche Konvention, ein leerer Ritus oder das bloß äußere Zeichen einer Verpflichtung“. Ehen und Familien sind vielmehr Stätten der Gegenwart Christi und der Begegnung mit ihm. Er ist es, der uns fähig macht, als neue Menschen zu leben, wie es der Kolosserbrief beschreibt (3,12–17): sich zu ertragen – einander zu vergeben – vor allem aber einander zu lieben. Wenn Menschen sich lieben, werden sie sich nicht rücksichtslos behaupten und auf Kosten des Partners profilieren. Wenn Menschen sich lieben, werden sie sich aufeinander einstellen, damit sich der andere entfalten kann. Das kann letztendlich nur gelingen, wenn sich beide Partner immer im Glauben der Liebe Gottes anvertrauen. Wer sich von ihm geliebt weiß, erfährt wahrscheinlich



auch mehr als andere die Kraft, seiner eigenen Liebe dauerhaft Ausdruck verleihen zu können.

Von diesem Grundton sind auch die Seligpreisungen geprägt, die wir vorhin im Evangelium gehört haben. Da heißt es ja immer wieder neu: „Selig, die arm sind vor Gott“, „selig die Trauernden“, oder „selig, die Frieden stiften“ (Mt 5, 3.4.9). Das ist keine Moralpredigt, sondern eine Verheißung, eine Zusage. Jesus fordert nicht dazu auf, arm oder traurig zu sein bzw. den Frieden aus eigener Kraft schaffen zu müssen; er spricht uns vielmehr zu: „Gott ist immer auf Eurer Seite!“ Das bedeutet: Bevor wir Gutes tun können, ist Gott gut zu uns. Bevor wir einander lieben können, liebt er uns. Bevor wir einander vergeben können, hat er uns schon vergeben.

Heute wissen wir mehr als früher, dass wir anderen nur vergeben können, wenn wir gelernt haben, uns selbst mit unseren Grenzen und Schwächen anzunehmen und damit ins Reine zu kommen. Das aber setzt voraus, dass wir uns darauf verlassen können, von Gott bedingungslos angenommen zu sein. Von ihm her kommt die Kraft, täglich neu in einen Herzensfrieden hineinzuwachsen, den unsere Gesellschaft heute so dringend braucht. Niemals darf der Tag zu Ende gehen, schreibt Papst Franziskus, „ohne Frieden in der Familie zu schließen... Es genügt eine zärtliche Geste! Ohne Worte“ (AL 104). Unsere Welt braucht Fa-

milien, in denen Menschen sich so Tag für Tag in das Leben einüben können. Familien sind keine heilen Welten, es sind aber Orte, an denen man so gut wie nirgendwo lernen kann, menschlich zu leben und Konflikte zu bewältigen. Nicht umsonst nennt man die Familie die älteste Selbsthilfegruppe der Menschheit! „Familien sind auch heute der Ort, an dem Menschen die wichtigsten sozialen Kompetenzen wie Vertrauen, Verlässlichkeit und Solidarität einüben“ (Chr. Licharz-Lichtenthäler). Und der innere Frieden, der daraus erwächst, der soziale Frieden und der Weltfrieden stehen in einem Zusammenhang. Niemand kann Frieden schaffen, der nicht im Kleinen im Frieden leben lernt – und umgekehrt strahlt der Friede, den es in einer Familie gibt, in alle Richtungen aus.

Deshalb bin ich zutiefst davon überzeugt, dass unsere Welt gerade heute das Vorbild christlicher Ehen und Familien braucht. Ich bin davon überzeugt, dass unser christliches Eheverständnis im Grunde auf die tiefste Sehnsucht der Menschen antwortet, auch auf die Sehnsucht junger Menschen. Das Versprechen, für immer füreinander da zu sein, ist viel mehr als eine Verpflichtung, viel mehr als eine Tradition. Sie „wurzelt in den spontanen Neigungen der Menschen“ (AL 123). Umso mehr bedarf es heute auch einer sensiblen und wohlwollenden Seelsorge, die sich auf die Bedürfnisse und die Lebensbedingungen der Menschen einstellt und die sie auch in ihren Krisen und in ihrem Scheitern begleitet, ohne sie zu verurteilen – aber auch ohne das Evangelium von der Familie zu verleugnen.

Liebe Jubelpaare, wir sind heute vor allem auch hier, um zu danken. Wir alle danken für das Zeugnis Ihres Lebens. Wir danken dafür, dass Sie durch Ihre Liebe und Treue anderen Menschen – vor allem auch Ihren Kindern und Enkeln – ein bergendes Zuhause geschenkt haben und schenken. Gemeinsam mit Ihnen danken wir aber auch all denen, die Ihnen diesen Weg ermöglicht und Sie unterstützt und begleitet haben. Viele von ihnen sind uns ja schon zu Gott vorausgegangen. Danken wollen wir aber vor allem Gott, der Sie bisher begleitet hat. Mögen Sie erfahren, dass er auch dann an Ihrer Seite ist, wenn Ihre Kräfte schwinden, wenn die Last des Alters immer größer wird. Und möge Gott Ihnen all das Gute, das Sie gewirkt haben, dereinst in Fülle vergelten.

„Neuer Qualitätsschub“

Zum Reformationsgedenkjahr und den Folgen
Im Interview mit Norbert Zonker, KNA vom 11. Oktober 2017

KNA: *Herr Bischof Feige, Sie haben im Reformationsgedenkjahr als katholischer „Ökumenebischof“ an vielen Veranstaltungen teilgenommen. Haben Sie dabei der Reformation „gedacht“ oder auch „gefeiert“?*

Feige: Ich habe sowohl der Reformation gedacht als inzwischen auch mitgefeiert. Im Lauf der letzten Jahre ist mir immer deutlicher geworden, wie sehr katholische Kirche auch in die Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der Reformation verwoben ist. Und die positiven Aspekte, die durch die Reformation ins Bewusstsein gebracht worden sind, haben auch uns zu bewegen: die Wiederentdeckung des Evangeliums, die Verlebendigung des Glaubens, der Bezug auf Christus. Das sind Vollzüge, die wir als Katholiken durchaus mitfeiern können und sollten. Auch das lutherisch-katholische Dokument „Vom Konflikt zur Gemeinschaft“ betont, dass es Entwicklungen gab, die beide Seiten belasten und zur Buße und Versöhnung aufrufen, dass man gemeinsam aber auch Auswirkungen der Reformation anerkennt, die zum Positiven geführt haben.

KNA: *Die evangelische Kirche hatte sich als Ziel gesetzt, das Reformationsjubiläum als „Christusfest“ zu feiern. Wie gut ist das gelungen?*

Feige: Es gab hier eine gewisse Spannung, die aber vorherzusehen war. Der EKD-Ratsvorsitzende Bedford-Strohm hatte die Schichten dieses Reformationsgedenkens mit den Schalen einer Zwiebel verglichen: die politische und kulturelle Dimension, die man vor allem mit dem Staat feiern wollte, zweitens dann die Frage, wie man säkularen Menschen den Zugang zum Glauben überhaupt vermitteln kann, und schließlich als Kern, so hat er es bezeichnet, die ökumenischen Beziehungen. Dabei gehe es um das Gemeinsame, und das rufe zu einem Christusfest. Diese Spannung hat man den Veranstaltungen des ganzen Jahres auch anmerken können. Einerseits hat es sehr erfreuliche ökumenische Gemeinsamkeiten gegeben, andererseits waren aber auch immer wieder gewisse konfessionalistisch angehauchte Erklärungsmuster mit im Spiel.

KNA: *Worüber haben Sie sich denn weniger gefreut?*

Feige: Der Evangelische Kirchentag in Berlin zum Beispiel strahlte nicht unbedingt das aus, was ich mit einem „Christusfest“ verbinden würde. Dazu gehört auch, dass die zwischenkirchlichen Beziehungen dabei keine große Rolle gespielt haben.

KNA: *Die katholische Kirche hat den „Reformationssommer“ in Wittenberg mit einem eigenen Angebot begleitet. Wie gut ist dieses angenommen worden?*

Feige: Ich bin sehr dankbar dafür, dass viele Bistümer in Deutschland dieses Projekt mitgetragen haben. Wir allein hätten das nicht so umsetzen können. Ich habe viele positive Rückmeldungen erhalten. Für die meisten Beteiligten war es eine wichtige Erfahrung, einmal in einer solchen säkularen Umgebung, in der wir leben, zu sein. Sicher kamen zu uns – wie zur Weltausstellung „Reformation“ insgesamt – auch nicht so viele Besucher wie erwartet. Aber es haben anregende Gespräche stattgefunden und sind zahlreiche Kontakte geknüpft worden. Und ich war erstaunt, dass auch mehrere katholische Gruppen aus dem Ausland in Wittenberg waren, etwa aus Österreich oder Italien.

KNA: *Beim Buß- und Versöhnungsgottesdienst in Hildesheim gab es viele Selbstverpflichtungen, und eine von denen lautete: „Wir verpflichten uns, in ethischen Fragen, die zwischen uns strittig sind, vor Entscheidungen den Dialog zu suchen.“ Bei der ersten Nagelprobe darauf, dem Bundestagsbeschluss zur „Ehe für alle“, gab es aber keine abgestimmte Reaktion. Wie tragfähig ist die beschworene Gemeinsamkeit?*

Feige: Darüber haben wir auch schon im Kontaktgesprächskreis der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz gesprochen. Ich hoffe, dass das in Zukunft besser läuft. Beide Seiten standen unter einem hohen Zeitdruck, es hat Kontakte gegeben, aber keine wirklichen Absprachen. Eine solche Erfahrung sollte sich nicht wiederholen. Schon jetzt aber die beschworene Gemeinsamkeit anzuzweifeln, halte ich für wenig hilfreich. Vielmehr sollten die Selbstverpflichtungen erst einmal von möglichst vielen noch mehr zur Kenntnis genommen werden, um dann auch Möglichkeiten zu finden, sie umzusetzen.

KNA: *Welche konkreten Überlegungen dazu gibt es in der Deutschen Bischofskonferenz?*

Feige: Wir werden uns in der Ökumene-Kommission weiter damit beschäftigen müssen, wie das zu erreichen ist, dass beispielsweise in allen Gottesdiensten auch eine Fürbitte füreinander gehalten wird. Lässt sich so etwas anordnen, oder auf welchem Weg könnte das geschehen?

KNA: *Und wie steht es um die heftig diskutierte Frage des gemeinsamen Kommunionempfangs konfessionsverschiedener Paare?*

Feige: Dieses Thema würde ich nicht unbedingt in enger Verbindung mit dem 500. Reformationsgedenkjahr sehen. Es ist ein drängendes und sehr sensibles Problem, das uns schon Jahrzehnte bewegt, und es ist sehr bedauerlich, dass da noch keine Lösung gefunden werden konnte. Zuletzt sind wir auch durch neue Akzente des Papstes angeregt worden, weiter zu suchen, ob wir im Rahmen der katholischen Möglichkeiten Wege finden, um solchen Paaren auch geistlich mehr helfen zu können. Die Ökumene-Kommission hat einen Entwurf vorgelegt, der bei der Frühjahrsvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz sehr ernsthaft besprochen wurde. Wir haben den Auftrag bekommen, daran weiterzuarbeiten, die Glaubenskommission ist einbezogen worden, und ich hoffe, dass wir zu einer guten Lösung kommen werden – keiner generellen Lösung, sondern einer, die die einzelnen Menschen mit ihrem geistlichen Bedürfnis und ihrem Gewissen ernst nimmt.

KNA: *Insgesamt hat ja das gute ökumenische Zusammenwirken während des vergangenen Jahres diese Hoffnungen auf weitere Annäherungen geweckt. Viele, darunter auch Kardinal Kasper, haben gesagt, dass dies alles nicht folgenlos bleiben dürfe. Wie realistisch ist das? Welche Folgen könnten das sein?*

Feige: Für die ökumenischen Beziehungen halte ich nach wie vor die theologische Verständigung für wichtig. Sie ist nicht alles, aber man kann sie nicht einfach beiseiteschieben. Vor allem ist zu klären, auf was für eine Einheit wir überhaupt zugehen. Und das hängt mit dem Kirchen-, Amts- und Eucharistieverständnis zusammen. Ich glaube aber auch, dass das Reformationsgedenkjahr und die Vorbereitung darauf

andere gute Früchte gebracht haben, die vielleicht nicht so offensichtlich sind, aber die unser Verhältnis neu prägen. Es ist uns gelungen, die Reformation und ihre Folgen differenzierter zu betrachten, das Gedächtnis gewissermaßen zu reinigen, einander um Vergebung zu bitten und deutliche Zeichen der Versöhnung zu setzen. Die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre von 1999, die einen gewissen Dornröschenschlaf geschlummert hat, ist wieder stärker ins Bewusstsein geraten, auch dadurch, dass die Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen in diesem Jahr diese Erklärung anerkannt hat. Und was den menschlichen Bereich betrifft: Das Vertrauen zueinander ist in vielen Kreisen gewachsen. Auch wenn das Verhältnis zum Beispiel in Mitteldeutschland schon äußerst positiv war, hat es noch einmal einen Qualitätsschub bekommen. Zudem hat auf Bundesebene die Pilgerreise von Vertretern der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz ins Heilige Land, jedenfalls was die beteiligten Personen betrifft, ebenfalls ein Vertrauen geschaffen, auf dem man aufbauen kann.

KNA: *Eine Erklärung zu Kirche, Eucharistie und Amt könnte vielleicht zwischen der katholischen Kirche und dem Lutherischen Weltbund zustande kommen, aber schwieriger wird es dann schon mit den reformierten Kirchen. Und das wiederum könnte für die EKD zum Problem werden. Sehen Sie einen Verfahrensweg, wie man hier weiterkommen könnte?*

Feige: Tatsächlich geht in den verschiedenen Diskussionen zu diesem Thema manches ziemlich durcheinander. Sie erwähnen zu Recht, dass es außer Lutheranern auch noch Reformierte gibt und eben auch unierte Kirchen, die gewissermaßen in der Spannung beider Traditionen leben. Da zeichnet sich eine Entwicklung durch die Gespräche der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) mit dem Päpstlichen Einheitsrat ab. Und nachdem die Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen nun auch der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre zugestimmt hat, ist die Basis verbreitert worden, auf der man ebenso in Deutschland, also zwischen EKD und Deutscher Bischofskonferenz, weiterdenken kann.

KNA: *In den nächsten Jahren stehen weitere symbolkräftige Daten an, etwa 500 Jahre Augsburger Bekenntnis im Jahr 2030. Ist das als Fixpunkt für eine weitere Annäherung der Kirchen im Blick?*

Feige: Ich möchte uns nicht unter Druck setzen. Auch wenn viele Probleme drängend sind, halte ich nichts davon, solche Jahreszahlen zum Maßstab zu machen, ob wir bis dahin dies oder jenes erreicht haben. Ich meine, wir sollten schon jetzt jede Gelegenheit nutzen, uns noch intensiver um konkrete Schritte auf dem Weg zur Einheit zu bemühen. Vielleicht gelingt es uns und dem Heiligen Geist ja sogar schon vorher, darin beträchtlich voranzukommen.

Christen in säkularer Gesellschaft

Statement bei einem Podium im Rahmen der
Delegiertenversammlung des Deutschen Caritasverbandes (DCV)
am 18. Oktober 2017 in Magdeburg

Kirche ist nicht an bestimmte Verhältnisse gebunden; sie kann überall – auch unter schwierigsten Umständen – Wurzeln schlagen, sich entfalten und ihrer Sendung gerecht werden. Das zeigt auch die Geschichte der katholischen Kirche in unserer Region: von der Reformation bis zum II. Weltkrieg, unter sozialistischen Bedingungen zu DDR-Zeiten und seit 1989/90 in einer freiheitlich demokratischen Gesellschaft.

Heutzutage finden wir uns als Bistum Magdeburg in folgenden Rahmenbedingungen vor: Mit einem Territorium von 23.000 Quadratkilometern sind wir in Deutschland flächenmäßig das viertgrößte der 27 Bistümer; das entspricht dem Staat Israel oder der Hälfte der Niederlande. Mit etwa 83.000 Katholiken sind wir der Gläubigenzahl nach jedoch das zweitkleinste. Zum Erzbistum Köln hingegen gehören vergleichsweise mehr als 2 Millionen Katholiken, und das auf einer Fläche, die nur etwa einem Drittel der unseres Bistums entspricht. Eine unserer Herausforderungen besteht also darin, dass nur wenige Katholiken über ein weites Gebiet verteilt sind und in der Gesamtbevölkerung nur etwa 3,4% ausmachen; 14,6% sind evangelisch, und mehr als 80% gelten als religionslos oder entkirchlicht. In Eisleben – dem Geburts- und Sterbeort Luthers – sollen sogar nur 5% evangelisch und 3% katholisch sein. Statistisch ermittelt sind unter uns Katholiken inzwischen etwa 13% Ausländer aus über 100 Nationen und eben so viele Bürger aus den sogenannten alten Bundesländern. Demnächst werden wir katholische Christen hier – vor allem aufgrund der demographischen Entwicklung (bis 2035 soll Sachsen-Anhalt noch etwa 10,6% der Bevölkerung verlieren) – sicher noch weniger werden.

Nach 1989 taten sich auch für uns Katholiken in Mitteldeutschland neue Möglichkeiten und Probleme auf. Kirche war wieder zu einer öffentlich bedeutsamen Größe geworden. Noch vor unserer Bistumsgründung errichtete mein Vorgänger bereits 3 katholische Gymnasien. Später kamen noch 4 Grundschulen und eine Sekundarschule hinzu. Damit sind wir heute der größte freie Schulträger im Land Sachsen-Anhalt mit über 3000 Schülern und über 220 Lehrern. Von den Schülern ist jedoch weniger als ein Drittel katholisch; an manchen dieser Schulen sind die konfessionslosen Schüler in der Mehrheit. Wir haben auch eine große Zahl karitativ-sozialer Einrichtungen wie Kindertagesstätten, Sozialstationen, Behinderten- und Altenpflegeheime, Krankenhäuser und Jugendclubs. Dazu gehören etwa 5000 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Außerdem betreiben wir vielfältige Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit.

Aufgrund unserer personellen und finanziellen Möglichkeiten spielen wir im Vergleich mit den west- und süddeutschen Bistümern und den dort weithin anzutreffenden Standards jedoch in einer anderen Liga. Vieles – vor allem im Gemeindebereich (z.B. bei Organisten und Küstern) – läuft überhaupt nur ehren- oder nebenamtlich. Zudem ist unsere gesellschaftliche Position auch viel schwächer als im Westen üblich. In den Medien unserer Region finden wir darum verhältnismäßig nur wenig Beachtung, weil sich ja die große Mehrheit unserer Mitbürgerinnen



und Mitbürger angeblich nicht für Religion und Kirche interessiert; und manchen westlichen Journalisten scheinen wir zu unwichtig zu sein, um sich überhaupt mit uns zu beschäftigen. Deutlich unterscheiden wir uns auch hinsichtlich der Lebensverhältnisse. So verändern sich z.B. die Familienformen um und bei uns rasanter und radikaler als anderswo. 2013 – um nur ein Extrem zu nennen – lag der Anteil der Ehepaare an allen Familien mit minderjährigen Kindern in Baden-Württemberg bei 78%, in

Sachsen-Anhalt jedoch bei nur 51%. Ähnliches – nur umgekehrt – lässt sich im Ost-West-Vergleich auch bei Lebensgemeinschaften und Alleinerziehenden feststellen. Dazu gehört in unseren Pfarreien auch, dass unter den wenigen, die überhaupt noch kirchlich heiraten, die meisten Paare weder rein katholisch noch gemischt konfessionell sind, sondern dass immer mehr Ehen mit religionslosen Partnerinnen oder Partnern geschlossen werden.

Im Zusammenhang mit den gesellschaftspolitischen Veränderungen vor 28 Jahren hatten manche auch erhofft, dass eine deutliche Rückbesinnung auf das Christentum einsetze und die Kirchen wieder voller würden. Stattdessen ist seitdem die Entkirchlichung noch vorangeschritten, ist – so das Ergebnis einer internationalen Studie – der „Gottesglaube in Ostdeutschland der geringste weltweit“. Manche sprechen von einer „forcierten Säkularität“ oder von „ererbter Gottlosigkeit“, andere halten die meisten ehemaligen DDR-Bürger für „religiös unmusikalisch“, „religiös naturbelassen“, „religionsresistent“ oder „gottlos glücklich“. Schillernder wird es noch, wenn der Erfurter Philosoph Eberhard Tiefensee formuliert: Ostdeutschland sei „so areligiös wie Bayern katholisch“. Auf jeden Fall ist es in unserer Region „normal“, keiner Kirche oder anderen Religion anzugehören.

Während – so habe ich es einmal gehört – Gott im Westen vielfach aus dem Herzen geschwunden sei, sei er im Osten auch aus dem Kopf entwichen. Die meisten hätten Gott nicht nur vergessen, sondern auch vergessen, dass sie ihn vergessen haben. Da ist etwas dran. Viele wissen schon mit dem Begriff „Gott“ nichts mehr anzufangen. Eine interessante These besagt sogar, dass man im Osten stolz darauf sei, damit „rationaler“ und „fortschrittlicher“ als die Westdeutschen zu sein, und dass man sich dieses Charakteristikum der eigenen Identität nicht auch noch rauben lasse. Viele – so meint Tiefensee – halten es für „müßig und irrelevant“, sich solchen Themen wie „Gott“ oder „ein Leben nach dem Tod“ überhaupt zu stellen. Sie gestalten ihr Leben pragmatisch und sehen sich darin durch ein vorwiegend wissenschaftsgläubiges Weltbild bestätigt. Ethik scheine auch ohne Religion möglich zu sein; ein genereller Werteverfall sei nicht auszumachen.

Andererseits gibt es unter den Ostdeutschen durchaus auch Nachdenkliche und Suchende. Und Einzelne finden sogar zum Christentum und

lassen sich – was vor 1989 fast nicht vorkam – taufen. Sich kirchlicherseits auf eine solche Befindlichkeit einzustellen, erfordert eine große Offenheit und einen langen Atem. Zweifellos wirken sich diese Umstände auch auf das Selbstverständnis der Kirche vor Ort, ihre gesellschaftliche Rolle und ihre ganz praktischen Vollzüge aus.

Das aber heißt für uns, sich nicht als ein „heiliger Rest Getreuer“ in bergende Ghettos, sektiererische Zirkel oder kuschlige Wohlfühlgruppen zurückzuziehen und als „geschlossene Gesellschaft“ zu bewahren, sondern sich kritisch und konstruktiv dem Pluralismus zu stellen und Gesellschaft mit zu gestalten. Programmatisch haben wir dazu im Rahmen unseres Pastoralen Zukunftsgesprächs 2004 formuliert: „Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern die allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist. Seine Botschaft verheißt den Menschen ‚das Leben in Fülle‘, auch dann, wenn die eigenen Möglichkeiten ausgeschöpft sind. Deshalb nehmen wir die Herausforderung an, in unserer Diasporasituation eine missionarische Kirche zu sein. Einladend, offen und dialogbereit gehen wir in die Zukunft.“ Dabei ist es uns auch wichtig, Kirche als „öffentliche Größe“ im Bewusstsein zu halten und Religion durch ihre Gegner nicht ins private Abseits drängen zu lassen.

Als Katholiken im „Lande Luthers“ sehen wir uns zudem in besonderer Weise auch ökumenisch herausgefordert. Dazu beschreiben wir unsere Position – ebenfalls 2004 – folgendermaßen: „In einer Situation, in der christlicher Glaube längst nicht mehr selbstverständlich ist, kommt dem Umgang der Kirchen miteinander sowie ihrem gemeinsamen Auftreten eine besondere Bedeutung für ihre Glaubwürdigkeit zu ... Angesichts weit verbreiteter Gleichgültigkeit, von Vorurteilen und Gewohnheiten sind die Christen aufgerufen, in Wort und Tat gemeinsam vom Evangelium Zeugnis zu geben.“ Das haben wir in der Vergangenheit auf vielfältige Weise versucht. Davon sind wir auch weiterhin überzeugt.

So verstehen wir uns heute – auch wenn die äußere Gestalt von Kirche sich noch dramatischer verändern wird als bisher – als eine „schöpferische Minderheit“, die in ökumenischem Geist und in Kooperation mit anderen gesellschaftlichen Partnern durchaus Möglichkeiten hat, auch in Zukunft vielfältig und lebendig Kirche zu sein.

„Ein kostbarer Schatz“

Geistliches Wort im Ökumenischen Gottesdienst
mit vier orientalisch-orthodoxen Patriarchen
am 21. Oktober 2017 im Berliner Dom

Heiligkeiten! Sehr geehrter Herr Vorsitzender des Rates der EKD!
Eminenzen und Exzellenzen!
Liebe Mitchristen aus den orientalisch-orthodoxen Kirchen!
Liebe Schwestern und Brüder in Christus!

Voller Freude und Dankbarkeit feiere ich als katholischer Bischof heute diesen ökumenischen Gottesdienst mit. Es ist für die Deutsche Bischofskonferenz und mich persönlich als deren Vertreter eine große Ehre, dabei auch zu einem geistlichen Wort eingeladen worden zu sein.

„Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn ihrer ist das Himmelreich.“ Diesen Vers aus den Seligpreisungen, die im Matthäusevangelium als Anfangsworte der ersten öffentlichen Rede Jesu überliefert sind, werden wir nachher als Lesung hören. Und weiter wird es heißen: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und allerlei Böses gegen euch reden und dabei lügen. Seid fröhlich und jubelt; es wird euch im Himmel reichlich belohnt werden. Denn ebenso haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen sind.“

Klingt das nicht wie ein Kontrastprogramm wider alle menschliche Erfahrung? Ist das nicht eine Zumutung, was Jesus uns da mit auf den Weg gibt? Sind seine Worte vielleicht nur an eine ausgesuchte Schar von Jüngern gerichtet, denen sozusagen das „volle Programm“ aufgebürdet werden kann? Oder sind sie an jeden gerichtet, der ihm nachfolgt? Und taugt das, was Jesus hier sagt, als Maxime für politisches Handeln? Oder ist das eine Träumerei von weltfremden Pazifisten, die die Realität nicht wahrhaben wollen?

Als katholische und evangelische Christen in Deutschland leben wir in einem gesellschaftlichen Kontext, in dem Glaubens- und Religionsfreiheit ein hohes Rechtsgut ist. Mögen wir hierzulande als Christen manchmal müde belächelt oder verbal angegriffen werden, gewaltsamen Übergriffen sind wir in der Regel nicht ausgesetzt.

Heiligkeiten, liebe Geschwister aus den orientalisches-orthodoxen Kirchen: Viele von Ihnen werden die Worte aus den Seligpreisungen, die ich eben zitiert habe, mit anderen Ohren hören, dann nämlich, wenn Sie aus Regionen kommen, wo Krieg oder Bürgerkrieg herrschen und Christen aus religiösen Gründen verfolgt werden oder staatliche Repressionen erfahren.

Jesus will mit seinen Worten Übergriffe und Gewalt nicht verharmlosen. Aber er weiß zu gut, dass die, die ihm nachfolgen, mit Anfeindung rechnen müssen. Ihnen, die solches erfahren, gilt die Verheißung: „Gott ist auf Eurer Seite!“ Diese Zusage der bedingungslosen Liebe Gottes macht das Leid nicht ungeschehen, aber sie lässt in der Bedrängnis die Zuversicht keimen, dass Gott auf der Seite derer ist, die um seines Namens willen verfolgt werden. Dies ist keine billige Vertröstung auf Irgendwann. Gottes Kraft wirkt sich schon jetzt aus. Es ist wie bei einem Kind, das hingefallen ist und sich das Knie aufgeschlagen hat. Es weint herzerreißend. Doch sobald die Mutter oder der Vater es in den Arm nehmen, sieht die Welt wieder anders aus. Die Wunde heilt deswegen nicht mit einem Schlag, aber sie lässt sich anders aushalten. So ähnlich ist das vielleicht auch mit dem Reich Gottes: Die endgültige Heilung der Wunden dieser Welt – unsere Armut, unsere Trauer und das Unrecht, das wir erleiden und das wir einander zufügen – steht noch aus. Aber diese Wunden erfahren in den Armen Gottes bereits jetzt eine neue Deutung und eine neue Perspektive. Und weil das so ist, befreit uns das auch zum Handeln, ja auch zum politischen Handeln – befreit es dazu, dass wir dann doch alles versuchen, um die Wunden anderer zu heilen – befreit es dazu, uns für Versöhnung und Frieden in dieser Welt einzusetzen.

Die Exegeten sind sich heute darüber einig, dass die Seligpreisungen nicht nur für einen kleinen Kreis von Jüngern, die Jesus besonders nahe stehen, gedacht sind. Sie richten sich an alle Christen. Sie gelten jedem von uns, welcher Kirche auch immer wir angehören. Wir sind miteinander auf dem Weg in der Nachfolge Jesu Christi. In dieser Weggemeinschaft verbindet uns trotz mancher Verschiedenheit der Glaube an den gekreuzigten und auferstandenen Herrn. Wir sind alle Glieder an dem einen Leib des Herrn. Und wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit (1 Kor 12,26), wie der Apostel Paulus im ersten Brief an die Korinther schreibt. Daher sind wir als Christen in Deutschland mit allen solidarisch,

die wegen ihres Glaubens aus ihrer angestammten Heimat vertrieben werden oder an Leib und Seele bedroht sind. Das ist nicht hinnehmbar.

Wenn es die orientalisch-orthodoxen Kirchen nicht gäbe, würde dem Christentum Wesentliches fehlen. Ihre Liturgien, ihre Traditionen und ihre je eigene Geschichte sind ein kostbarer Schatz. Daher können wir nur allen Bischöfen und Gläubigen dankbar sein, die in schwierigen Situationen ausharren und so ein mutiges Zeugnis von Jesus Christus geben. Auf ihn setzen wir Christen unsere Hoffnung. In aller Bedrängnis ist er unsere Zuversicht. Das bringen wir zum Ausdruck, wenn wir uns als evangelische, katholische, orthodoxe und orientalisch-orthodoxe Christen heute zum Gebet versammeln.

Sowohl Not und Bedrängnis als auch Zuversicht aus dem Glauben an Gottes schützenden Arm zu erfahren, zieht sich durch die ganze Geschichte des Volkes Israel und seiner Propheten. Immer wieder berichtet das Alte Testament davon. Diese Erfahrung steht auch im Hintergrund von Psalm 91, den wir in diesem Gottesdienst beten werden. Anschau-



lich spricht der Psalmist von den Stricken des Jägers, der verderblichen Pest, dem Grauen der Nacht oder dem tödlichen Pfeil. Angesichts solchen Unheils wird die rettende Zuflucht bei Gott verkündet. So spricht der Beter voll Vertrauen: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe“ (Ps 91,1). Mögen auch wir aus vollem Herzen in dieses Gebet einstimmen können.

„Fürchtet euch nicht ...“

Predigt von

Landesbischöfin Ilse Junkermann und Bischof Dr. Gerhard Feige
beim Festgottesdienst am Reformationstag 2017
in der Stadtkirche zu Wittenberg

Junkermann: Liebe Festgemeinde! Nun ist er da, der Höhepunkt und Abschluss dieses besonderen Jahres, '500 Jahre Reformation'. In einem weiten Bogen von zehn Jahren haben wir uns vorbereitet.

Von diesen Jahren ist mir ein Abend besonders lebendig vor Augen. Er berührt mich bis heute. Es war im November vor zwei Jahren. Da sind wir hier in der Stadtkirche mit einem Korb voller Scherben angekommen. Scherben, die wir bei den Stationen unseres Pilgerwegs für Versöhnung in den Korb getan haben. So haben wir uns unsere Schuld vor Augen geführt.

Die Kehrseite der Reformationsgeschichte: Ja, einen Scherbenhaufen haben wir angerichtet in unserem Miteinander. Wir haben einander verletzt. Mit Bildern, die den anderen entwürdigen; mit Worten, die ihn verächtlich machen; und mit Taten, mit Diskriminierung und Verfolgung. Damit haben wir auch unsere Botschaft beschädigt. Das wog und das wiegt schwer. Wie gut, dass wir die Scherben hier an unserer letzten Station unter dem Kreuz ablegen konnten.

Da habe ich eine große Erleichterung gespürt: Gemeinsam kommen wir mit diesen Scherben zu Christus. Er entlastet uns. Er macht uns frei. Er macht unsere Hände frei zum Friedensgruß. An jenem Abend habe ich die Kraft der Versöhnung handfest gespürt, die Versöhnung, die von Christi Kreuz ausgeht. Dieser Abend berührt mich bis heute.

Wie gut, dass Sie, lieber Bruder Dr. Feige, uns auf diesen Weg gebracht haben. Sie hatten nach Beginn der Lutherdekade, so hieß sie damals noch, Sie hatten in der Vorbereitung auf 500 Jahre Reformation geschwisterlich-kritisch gefragt: Ist das wirklich ein Anlass zum Feiern? Gehört nicht ebenso ein Gedenken dazu? Diese Frage hat uns auf diesen Pilgerweg der Umkehr und Versöhnung geführt.

Wie gut, liebe Gemeinde, dass solche Umkehr möglich ist. Ja, Martin Luther hat mit seiner 1. These recht, die hier auf der Kanzelseite steht: „1. Als unser Herr und Meister Jesus Christus sagte: ‚Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen‘, wollte er, dass das ganze Leben der Glaubenden Buße sei.“

Und auch die 62. These hat an jenem Novemberabend besonders geleuchtet. Sie unterstreicht hier vorne gegenüber der 1. These: Der wahre Schatz der Kirche ist nicht ihre Bedeutung, sind nicht ihre Leistungen, ihre Tradition und Vergangenheit, vielmehr: „Der wahre Schatz der Kirche ist das heilige Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes.“ Diese Herrlichkeit und Gnade hat an jenem Abend hell geleuchtet!

Feige: Ein ähnliches Leuchten habe ich im März dieses Jahres beim zentralen Ökumenischen Buß- und Versöhnungsgottesdienst für Deutschland in Hildesheim erlebt. Hierbei kam sichtbar und fühlbar zum Ausdruck, dass wir in der Aufarbeitung unserer Geschichte, der Reinigung des Gedächtnis und der Heilung der Erinnerungen ein entscheidendes Stück vorangekommen sind, ja einen wirklichen Durchbruch erzielt haben. Für mich war es ein besonders berührender Moment, als wir katholische und evangelische Christen Gott für unsere jeweiligen Gaben gedankt haben. Stellvertretend für die katholische Seite sagte damals Kardinal Marx: „Liebe evangelische Glaubensgeschwister: Wir danken Gott, dass es Sie gibt und dass Sie den Namen Jesu Christi tragen“

Wenn man bedenkt, wie katholische und evangelische Mehrheiten jahrhundertlang mit den jeweils anderen Minderheiten umgegangen sind, wie tief so manche Traumata und Verhärtungen immer noch sitzen können, dann ist es ein unglaubliches Zeichen, sich so etwas sagen zu können.

Eindrücklich hat sich das auch bei der von unserem Bistum und von den zwei evangelischen Landeskirchen in Mitteldeutschland gemeinsam angeregten ökumenischen Pilgerfahrt „Mit Luther zum Papst“ gezeigt, an der etwa 1000 überwiegend junge evangelische und katholische Gläubige teilgenommen haben. Dabei ist es in Rom auch zu einer persönlichen Begegnung mit Papst Franziskus gekommen. Als ich ihn einige Tage später dann – genau heute vor einem Jahr – bei dem großen Versöhnungsgottesdienst zwischen Lutherischem Weltbund und katholischer Kirche

in Lund noch einmal traf, fiel mir nichts Besseres ein, als ihn daran zu erinnern. Bei den Worten „Mit Luther zum Papst“ strahlte sein Gesicht förmlich auf.

Ja, ich bin davon überzeugt: Nach schmerzhaften Auseinandersetzungen und hoffnungsvollen Versöhnungsbemühungen wissen wir inzwischen, „was wir einander angetan haben und was wir aneinander haben“. Jetzt bekommt uns niemand mehr auseinander. Gottes Segen ist mit uns.

Junkermann: Das hat mich ermutigt Sie zu bitten, dass wir heute hier im Gottesdienst gemeinsam predigen. Im Gottesdienst an ‚unserem‘ großen evangelischen Festtag? Ihre Zusage ist ein wundervolles Zeichen dafür, wie das Vertrauen zwischen uns und unseren Kirchen gewachsen ist. Das macht mich sehr dankbar. Und das öffnet den Blick: Unsere Verschiedenheit hat nicht nur schmerzvolle Seiten. Unsere unterschiedlichen Traditionen bereichern auch.

Feige: Inzwischen zeigt sich das auch bei mancher gemeinsamen Predigt. Für den heutigen Gedenktag der Reformation ist dazu nach evangelischer Ordnung ein Text aus dem Evangelium nach Matthäus, im 10. Kapitel vorgeschlagen. Hören wir seine Worte.

Lektor: Mt 10, 26-33 (Luther 2017): (26) fürchtet euch nicht vor ihnen. Denn es ist nichts verborgen, was nicht offenbar wird, und nichts geheim, was man nicht wissen wird. 27 Was ich euch sage in der Finsternis, das redet im Licht; und was euch gesagt wird in das Ohr, das verkündigt auf den Dächern.

28 Und fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, doch die Seele nicht töten können; fürchtet viel mehr den, der Leib und Seele verderben kann in der Hölle. 29 Verkauft man nicht zwei Sperlinge für einen Groschen? Dennoch fällt keiner von ihnen auf die Erde ohne euren Vater. 30 Bei euch aber sind sogar die Haare auf dem Haupt alle gezählt. 31 Darum fürchtet euch nicht; ihr seid kostbarer als viele Sperlinge.

32 Wer nun mich bekennt vor den Menschen, zu dem will ich mich auch bekennen vor meinem Vater im Himmel. 33 Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem Vater im Himmel.

Junkermann: Drei mal „Fürchtet euch nicht!“, das bleibt sofort in meinem Ohr! Welchen Grund zum Fürchten gibt es? Die Jünger werden, so kündigt ihnen Jesus an, auf Widerstand bis hin zu Verfolgung stoßen. Er sendet sie hinaus in die Welt: „Geht und predigt und sprecht: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen“ . Und das bringt in Gefahr. „Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe“ . Deshalb gleich drei Mal: „Fürchtet euch nicht!“

Aber nun beruhigt er sie nicht, erst mal nicht. Vielmehr sagt er nüchtern und klar: Nachfolge Jesu kann hart sein. Sie kann sogar das Leben kosten. Christ-Sein heißt nicht, alles geht gut oder gut aus. Ja, das ist zum Fürchten.

Doch damit nicht genug. Jesus spitzt weiter zu: Größere Furcht gebührt dem, der Leib und Seele, der den ganzen Menschen verderben kann. Das ist ein harter Satz. Erst so, so auf die Spitze getrieben, kommt die Wende: Wer Gott so fürchtet, der kann gar nicht anders als ihm, ihm allein zu vertrauen. Vertrauen in den, bei dem Anfang und Ende liegt; der so machtvoll agiert, dass er einen tief stürzen kann. Weil er das kann und weil er so machtvoll herrscht, verlassen wir uns auf ihn.

Feige: Wir dürfen Gottes ganz persönlicher Sorge vertrauen. Wenn ihm schon die Sperlinge der Aufmerksamkeit wert scheinen, um wie viel mehr erst wir Menschen. Jedes einzelne Haar auf unserem Haupt ist gezählt, sagt Jesus. Wie kostbar ist demnach jeder und jede von uns für Gott, mit welcher ungeheurer Zuneigung liebt er uns! Gott mehr zu fürchten als die Menschen – recht verstanden: sich eher seiner Schöpfermacht und Liebe anzuvertrauen als sich menschlicher Willkür und Ohnmacht auszuliefern –, erniedrigt nicht, sondern befreit zu wahren Leben. Eine solche Gottesfurcht überwindet die Menschenfurcht.

Junkermann: Und das ist kein Selbstzweck. Bei allem geht es darum, laut und öffentlich Gottes Reich zu verkündigen. Darum geht es, wenn Jesus sagt: „Was ich euch sage in der Finsternis, das redet im Licht; und was euch gesagt wird in das Ohr, das verkündet auf den Dächern.“

Er fordert unser Bekennen heute. Wir sind es, die er nun in die Welt sendet. Wir sind es, die furchtlos gehen sollen zu den Menschen und auf den Dächern furchtlos Gottes Willen verkündigen sollen!

Das lässt mich innehalten. Denn: In diesem Jubiläums- und Gedenkjahr haben wir als evangelische Kirche viel Ehre erfahren; und ein gutes Miteinander: ökumenisch, und mit vielen Menschen vor Ort aus Vereinen, Verbänden, Kultur und Politik haben wir unsere Kräfte zusammengelegt. Widerstand gab es da selten, jedenfalls nicht laut. Auf's Dach sind wir kaum jemandem gestiegen! Widerspruch, der dann das Fürchten lehren könnte, haben wir kaum ausgelöst. Ist das ein Warnhinweis, dass wir nicht klar genug auf Jesu Weg sind? Vielleicht besteht ja unsere Anfeindung als Gemeinde Jesu Christi im 21. Jahrhundert in Europa darin, dass heute kaum einer klare Jesusworte hören mag, zumindest keine, die an Gott erinnern und damit an die menschlichen Grenzen? Und vielleicht sind wir zu wenig draußen, und haben es lieber gemütlich unter uns, in unserer Gemeinde und Kirche? Dann steht für uns wie für die Jünger damals die Frage: Wem gilt es, auf's Dach zu steigen?

Feige: Wenn wir in unsere Welt schauen, dann zeigt sich, wohin es führen kann, wenn Menschen die Furcht vor Gott verloren haben und selbst Gott spielen. Gerade in den Fragen um den Beginn und das Ende des Lebens spüren wir, dass es zunehmend schwerer wird, unsere christliche Überzeugung zu Gehör zu bringen.

Darüber hinaus glauben manche, vollkommen ihres eigenen Glückes Schmied zu sein oder sich wie Baron Münchhausen selbst am Schopf aus dem Sumpf ziehen zu können. Man müsse sich nur intensiv darum bemühen. Nicht selten führt das zu einer heillosen Überforderung. Es kann uns auch zu gnadenlosen Konkurrenten um „das beste Stück Kuchen“ werden lassen, zu unbarmherzigen Verteidigern unserer Besitzstände. Schon heute leiden deshalb Millionen von Menschen an Hunger und an Ungerechtigkeit, wird die Erde, Gottes gute Schöpfung, ausgebeutet, kommt es zu Krieg und Terrorismus, zu Flucht und Vertreibung. Und das führt in unserer Gesellschaft wiederum dazu, dass die sozialen und mentalen Gegensätze wachsen und sich wieder neue Mauern in zahlreichen Köpfen entwickeln. Die aktuelle Debatte um den Umgang mit Flüchtlingen macht auf erschreckende Weise deutlich, wie sehr ein respektvolles Miteinander und damit auch unsere demokratischen Grundlagen gefährdet sind. Hierzu können wir als Christen unmöglich schweigen.

Um der Menschen willen müssen wir Gottes Gnade und Barmherzigkeit ins Spiel bringen. Um der Menschen und um der ganzen Schöpfung

willen müssen wir es laut von den Dächern rufen oder auch auf andere vernehmbare Weise kundtun: Habt keine Angst, zu kurz zu kommen! Löst euch von der zwanghaften Vorstellung, immer besser und immer erfolgreicher sein und immer mehr haben zu müssen. Das, wonach ihr euch eigentlich seht, könnt ihr euch ohnehin nicht selbst verschaffen.



Ihr bekommt es gratis, und zwar von einem liebenden Gott, der auch dann zu euch steht, wenn ihr versagt oder schuldig werdet. Gott ist es, der uns Würde verleiht, wo andere sie missachten, der neue Horizonte eröffnet, wo alles ausweglos erscheint, der zum Handeln beflügelt, wo sonst Lähmung herrscht.

Das ist dann auch die Botschaft, die wir als Christen gemeinsam zu bezeugen haben: Nur wenn wir Menschen wirklich Gott Gott sein lassen, finden wir zu uns selbst und zueinander, können wir barmherzig sein, können wir Vielfalt zulassen, in Frieden und Gerechtigkeit zusammen leben und die Schöpfung bewahren.

Junkermann: Dafür braucht uns Gott, davon auf den Plätzen und von den Dächern zu reden, was sein Wille ist. Dabei kennt er uns bis in die Haarspitzen. Gerade darum ruft er uns - manchmal so Ängstlichen, Zaghafte(n), Zaudernde(n) - zu: Fürchtet euch nicht! Mischt euch mutig ein. Streitet. Streitet für eine gerechte Welt. Steigt denen auf's Dach,

die politisch Verantwortung tragen. Lasst nicht zu, wenn sie Frieden und Gerechtigkeit auf die hinteren Plätze verweisen. Und steigt euch selbst auf's Dach, dann, wenn ihr zu furchtsam seid. Oder zu müde. Denn Gottes Reich ist nahe! Deshalb kämpft für das Miteinander. Übt Barmherzigkeit. Reicht euch die Hände, auch über nationale Grenzen hinweg. Sucht das Beste für eure jeweilige Stadt und den Erdkreis. Umkehr ist möglich.

Gut, wenn wir dies gemeinsam aus dem Jubiläum und Gedenken mitnehmen!

Feige: Sonderbarerweise haben wir jetzt gar nicht über Martin Luther gesprochen!?

Junkermann: Das hätte ihm bestimmt so gefallen. „Das Evangelium und was Ihr heute damit anfangt, ist wichtiger als ich!“, würde er sagen.

Feige: Solche Bescheidenheit ist gut. Aber wir können an diesem Menschen Martin Luther auch sehen, was es heißt, ganz auf Gott zu vertrauen und sich darum nicht vor den Menschen zu fürchten. Mit welcher tiefen Leidenschaft hat er doch sein Leben lang um Gott gerungen und allein auf Christus gesetzt. In der Tat war die grundlegende Erneuerung der Kirche aus ihrem biblischen Ursprung heraus sein entscheidendes Anliegen, nicht die Bedeutung seiner Person. Freilich, in seiner Uner-schrockenheit hat er oftmals auch über die Stränge geschlagen und über Gebühr provoziert. Das hindert aber Katholiken inzwischen nicht mehr, ihn gemeinsam mit den Lutheranern als wirklichen „Zeugen des Evangeliums, Lehrer im Glauben und Rufer zur geistlichen Erneuerung“ zu bezeichnen. Darin fordert er uns auch heute noch enorm heraus.

Junkermann: Und er ist ein Mensch, der in Gott die feste Burg gefunden hat.

Feige: Bitten wir auch für uns um ein solches Gottvertrauen.

Beide: Amen.

Außer Thesen nichts gewesen?

Ein katholischer „Nachschlag“ zu 2017

Beitrag in der Herder-Korrespondenz 12/2017

„Werden wir – evangelische und katholische Christen – uns nach dem Reformationsjubiläum 2017 näher oder ferner sein?“ Das war meine Frage am Anfang der Lutherdekade 2008. Inzwischen ist alles schon wieder vorbei, wird von vielen Bilanz gezogen – und das recht unterschiedlich. Einerseits sind von den entscheidenden Verantwortungsträgern und Veranstaltern überwiegend sehr positive Würdigungen zu hören, andererseits ist bei verschiedenen Kritikern von Ernüchterung und Enttäuschung die Rede, sieht man die jeweiligen Erwartungen nicht erfüllt, werden Vorwürfe erhoben und Versäumnisse unterstellt, sei – wie es heißt – eine große Chance „vergeigt“ worden. Fast im Stile der Polemik des 16. Jahrhunderts wird sogar von „aufgepumpter Stimmungsblase“, „theologischer Geisterfahrt“ und „besserwisserischer Ignoranz“ gesprochen, oder von einem „Verrat an der evangelischen Sache“. Insgesamt hätte alles – wie man meint – erfolgreicher oder fruchtbringender angegangen werden müssen. So wird z.B. darüber geklagt, dass „Kirchenfunktionäre“, um ihre strategischen Vorstellungen durchsetzen zu können, die akademische Theologie weitgehend ausgeschlossen hätten (Thomas Kaufmann).

Andere stellen angesichts mancher Veranstaltungsformen die Frage, ob Reformation nur noch ein „bildungsbürgerliches Überbleibsel ... für tourismusmagnetische Wohlfühlöasen“ sei (Johannes Röser). Konträr dazu hätten sich einige aus dem Bereich der Kultur eine stärkere Annäherung an die Zivilgesellschaft und statt religiöser Fragestellungen lebensnähere Themen gewünscht. (Olaf Zimmermann). Aufsehen hat auch ein Memorandum mit der Losung „Wider die Selbsttäuschung“ erregt, das in der Vorbereitung auf das Reformationsgedenkjahr und in seiner Gestaltung eine offenere Auseinandersetzung mit der andauernden Krise der Kirche – vor allem im Stammland Luthers – und der Notwendigkeit tiefgreifender Reformen für angemessener gehalten hätte (Friedrich Schorlemmer und Christian Wolff). Die Befürchtung, dass 2017 – so eine weitere Stimme – im Blick auf die evangelisch-katholischen Beziehungen lediglich mit einigen „schönen Worten und ein paar berüh-

renden Gesten" zu Ende gehen könne, habe sich bereits erfüllt (Joachim Frank). Einige meinen auch, ökumenisch ehrlich abrechnen zu müssen, was zumindest den Eindruck erweckt, dass die anderen, die sich um ökumenische Annäherung bemüht haben, unehrlich oder wenigstens zu harmoniebedürftig seien. Zweifellos geht es dabei nicht nur darum, hehre Meinungen in einen geistigen Austausch treten zu lassen, spielen vielmehr auch nichttheologische Faktoren eine wesentliche Rolle: persönliche Prägungen und Erfahrungen, gesellschaftliche Zusammenhänge und Befindlichkeiten, untergründige oder offensichtliche Ängste und Interessen.

Manche Vertreter meiner Kirche scheinen auch immer noch einem „identitären Kirchenbild“ verhaftet zu sein. Statt sich an den katholischen Prinzipien des Ökumenismus zu orientieren und sich verantwortungsvoll und leidenschaftlich um weitere Schritte auf dem Weg zur Einheit zu bemühen, erwecken sie den Eindruck, sich wie in einem „konfessionalistischen Hamsterrad“ abzustrampeln und immer nur nach Argumenten zu suchen, weswegen die Trennung auf jeden Fall zu erhalten ist. Ähnliche Verhärtungen gibt es aber auch in anderen Kirchen.

Auf diesem Hintergrund muss jemand, der die katholisch-evangelischen Entwicklungen im Zusammenhang mit dem 500. Reformationsgedenkgjahr als einen bedeutsamen Fortschritt bezeichnet, manchen bestimmt als Schönredner oder Illusionist erscheinen. Demgegenüber nehme ich für mich und viele andere Katholiken jedoch in Anspruch, seit Beginn der Vorbereitungen auf 2017 bemüht gewesen zu sein, damit „intellektuell redlich“ und „emotional herzlich“ umzugehen.

„Was soll da eigentlich gefeiert werden?“, war dabei die Ausgangsfrage. Die Kirchenspaltung könne es ja wohl nicht sein. Und auch die Reformation als „Geburtsstunde der Freiheit“ und „Morgenröte der Moderne“ zu preisen, halte differenzierter Betrachtung nicht stand. Angesichts der schon bald zu hörenden Einladung an die Katholiken mitzufeiern, interessierte uns natürlich auch, welchen Charakter die Feiern annehmen würden und worin für uns ein inhaltlicher Zugang bestehen könne. Meine „Katholischen Thesen zum Reformationsgedenken 2017“, veröffentlicht am 31. Oktober 2012, sowie die Zwischenbilanz „Versachlichung – Versöhnung – Verständigung“ aus dem Jahre 2014, die Erörterung „Auf der Zielgeraden zu 2017. Christusfest – nichtssagende Floskel

oder wirkliches Programm?" von 2016 und die Bestandsaufnahme „Von der Lutherdekade zum 500. Reformationsgedenken. Ein ökumenischer Lernprozess mit Perspektive?" am Beginn des Jahres 2017 sind einige Beispiele für dieses zugleich kritische wie konstruktive Ringen der katholischen Seite um überzeugende Antworten.

Letztendlich war zwischen evangelischer und katholischer Kirche in Deutschland dann geklärt: Das Jubiläum solle kein „deutschtümelndes Lutherheldengedenken" (Margot Käßmann) und keine „protestantische Selbstbeweihräucherung" (Heinrich Bedford-Strohm) werden, sondern ein „Christusfest". Darum sei es Luther vor allem gegangen: das Evangelium besser zu verstehen, den Glauben existentieller zu leben und seine ganze Hoffnung und Zuversicht auf Christus zu setzen. Darum aber müsse es uns – evangelischen wie katholischen Christen – auch heute gehen. Nur so könnte es überhaupt erst möglich werden, dass sich andere durch unsere Überzeugung und Lebensweise ansprechen oder sogar begeistern lassen. Mit dieser Perspektive war für viele Christen ein Zugang gefunden worden, gemeinsamer in das Reformationsgedenkjahr hineinzugehen.

Nicht alles jedoch, was seitdem geschehen ist, hat dies widergespiegelt. Zu viele und verschiedene Akteure und Interessen waren im Spiel. Jahrelang „lutherte es" besonders in Deutschland gewaltig, wurde über den Reformator vielfältig geforscht, geschrieben und debattiert, hat man seine Wirkungsstätten auf Hochglanz gebracht, vermittelten Ausstellungen und Konzerte die Zeitumstände und Auswirkungen der Reformation, rang man um deren Bedeutung für die Gegenwart, folgten Touristen und Pilger Luthers Spuren, trieb seine Vermarktung aber auch kuriose Blüten. Darüber hinaus entbrannte zeitweise ein regelrechter „Kampf um die Deutungshoheit" (Johanna Rahner). Kam es erfreulicherweise im Laufe der Zeit auch zu immer mehr ökumenischen Berührungspunkten und Gemeinsamkeiten, blieb vieles doch nach wie vor recht evangelisch profiliert und konfessionell eng geführt.

Gerade im Osten Deutschlands – im ursprünglichen Land Luthers – hat man in den Medien und der weiteren außerkirchlichen Öffentlichkeit nur wenig zur Kenntnis genommen, dass 2017 nicht nur die evangelische Kirche und die inzwischen größtenteils säkulare Bevölkerungsmehrheit betreffen könnte, sondern auch die katholischen Christen und deren Verhältnis dazu. Offensichtlich passte das Thema „Ökumene"

nicht so richtig in den kulturellen und gesellschaftlichen Mainstream. Auch beim Evangelischen Kirchentag in Berlin konnte man angesichts der mehr politisch ausgerichteten Veranstaltungen nicht den Eindruck gewinnen, es ginge vor allem um ein Christusfest mit deutlich – im Sinne zwischenkirchlicher und gesamtchristlicher Beziehungen zu verstehendem – ökumenischem Interesse.

Zudem lässt sich immer wieder – im konfessionellen wie im ökumenischen Kontext – beobachten, dass populistische Argumentationsweisen nicht nur ein Phänomen weltlich gesinnter Menschen sind. Wenn da manchmal zu hören ist, „eine Einheitskirche wäre so langweilig wie eine Einheitspartei“, fragt man sich, was dieser Popanz eigentlich soll. Zum einen ist das schon lange nicht mehr die Wunschvorstellung der katholischen Kirche, zum anderen spricht das Neue Testament nicht nur von der Vielfalt, sondern noch schwerwiegender von der Einheit. Wie diese aufzufassen und zu gestalten ist, darüber gilt es also sich zu verständigen, nicht aber sie zu bespötteln. Auch wenn manche bei jeder Unterschiedenheit in ethischen Fragen sofort auf die Barrikaden gehen und die ganze Ökumene in Frage stellen, lässt das auf ein ziemlich krasSES Schwarz-Weiß-Denken schließen. Selbstverständlich kann nicht alles einfach hingenommen werden, ist es aus Glaubensüberzeugung und Verantwortung heraus in bestimmten Fällen sogar geboten zu streiten. Dabei sollte man aber gut beachten, aus welchen Zusammenhängen sich andere Positionierungen ergeben und ob sie tatsächlich unsere gemeinsame Grundüberzeugung über „Gott und die Würde des Menschen“ in Frage stellen. Populistisch angehaucht erscheinen auch solche Aktionen wie „Ökumene jetzt!“ oder andere radikale und rigorose Forderungen. Zweifellos ist zu verstehen, dass viele „Altökumeniker“ – wie ich – nach jahrzehntelangen Bemühungen darunter leiden, dass es trotz aller theologischen Dialogergebnisse und wegweisenden Klärungsprozesse in den zwischenkirchlichen Beziehungen nicht schon längst zu den erhofften Durchbrüchen gekommen ist. Aber anzunehmen, dass komplexe und komplizierte Verhältnisse durch einfache Lösungen kurzfristig zu verändern sind, wirkt ziemlich wirklichkeitsfern.

Umgekehrt kämen auch Politiker bei der Erwartung in Verlegenheit, von heute auf morgen „Soziale Gerechtigkeit jetzt!“ schaffen zu sollen. Das entbindet die Kirchen freilich nicht davon, noch ernsthafter und zielstrebigter so schnell wie möglich übergreifende Formen ihrer Gemein-

schaft zu suchen und sehr konkret auf dem Weg zu einer sichtbaren „Einheit in Christus“ voranzuschreiten.

Worin bestehen aber nun aus katholischer Sicht die ökumenischen Früchte der Lutherdekade und des 500. Reformationsgedenkens? Im Gegensatz dazu, dass alle bisherigen Reformationsjubiläen dieser Art zum größten Teil antikatholisch und schließlich auch deutsch-national geprägt waren, ist es diesmal gelungen, sich evangelisch-katholisch nicht mehr bewusst zu provozieren, sondern in vielem konstruktiv und geschwisterlich zu verständigen. Eine ökumenische Lerngeschichte kam in Gang, die ihresgleichen sucht.

So hat zunächst einmal die vielfältige wissenschaftliche, kulturelle und spirituelle Auseinandersetzung mit Luther und der Reformation dazu beigetragen, immer noch belastende Klischees und Vorurteile zu erschüttern und zu differenzierteren Einsichten und Erkenntnissen zu kommen. Dabei ist erstaunlich, wie viele Katholiken auch – bis hin zum Papst – interessiert daran waren, sich mit diesen Themen zu beschäftigen, innerhalb ihrer Kirche und im ökumenischen Kontext, deutschlandweit und international. Besondere Bedeutung erlangten die Versöhnungsprozesse, die einerseits zwischen Lutherischem Weltbund und Päpstlichem Einheitsrat sowie andererseits zwischen der EKD und der Deutschen Bischofskonferenz zu einer gemeinsamen Aufarbeitung der Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der Reformation mit ihren Licht- und Schattenseiten beigetragen haben, zu einer Reinigung des Gedächtnisses und einer Heilung der Erinnerungen. Darin sind die negativen wie positiven Erfahrungen, die man miteinander gemacht hat, zur Sprache gebracht und die dringend einer Klärung bedürftigen offenen Fragen noch einmal deutlich benannt worden.

Gewisse Höhe-, aber nicht Abschlusspunkte waren dann verschiedene Buß- und Versöhnungsgottesdienste auf zentraler, regionaler und lokaler Ebene, an erster Stelle die in Lund und in Hildesheim. In ihnen hat man Gott und einander um Vergebung gebeten, ihm für die jeweils anderen Christen und ihr lebendiges Glaubenszeugnis gedankt und sich zu weiteren ökumenischen Schritten verpflichtet. So vorbereitet, war es schließlich möglich, noch gelassener und froher sich auf alles weitere einzulassen.

Öffentlich kaum bemerkt ist auch die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre von 1999 – ein damaliger Durchbruch im lutherisch-katholischen Verhältnis – gewissermaßen wieder aus ihrem „Dornröschenschlaf“ zu neuer Wirksamkeit erwacht. Eine unfreiwillige Ursache dafür war, dass sie in der programmatischen Schrift der EKD „Rechtfertigung und Freiheit“ von 2014 schlichtweg unerwähnt blieb und daraufhin von der katholischen Seite vehement eingeklagt wurde. Als erfolgreicher hingegen kann angesehen werden, dass dieser Erklärung sich inzwischen nicht nur 2006 der Weltrat methodistischer Kirchen, sondern 2017 nunmehr auch die Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen angeschlossen haben und die Anglikaner noch folgen werden. Darüber hinaus haben sich viele Prediger und Katecheten auch darum bemüht, verständlich zu machen, worin diese entscheidende Lehre uns noch heute existentiell reffen kann.

Unter uns Katholiken scheint zudem – und darin sehe ich eine weitere positive Entwicklung – die Einsicht gewachsen zu sein, dass wir tiefer in die Wirkungsgeschichte der Reformation verstrickt und markanter



davon geprägt sind, als bislang gedacht. Ohne die kritische Auseinandersetzung mit der Reformation – sowohl deren schroffe Bekämpfung – als auch die differenzierte Besinnung auf deren berechnigte Anliegen – wäre die katholische Kirche jedenfalls heute nicht so, wie sie ist.

Insgesamt – so meine ich – gibt es erfreuliche Anzeichen dafür, dass das 500. Reformationsjubiläum uns Christen – vor allem Katholiken und Protestanten – nicht wieder mehr auseinander-, sondern in der Hinwendung zu Christus und zueinander ein beträchtliches Stück vorangebracht hat. Das sollte nicht kleingeredet werden!

Begegnungen und Gespräche, Gottesdienste und Gebete, Pilgerreisen und andere gemeinsame Aktionen haben ein Vertrauen wachsen lassen, das eine wichtige Grundlage für alle weiteren Bemühungen bildet. Zugleich wurde immer wieder erfahren, wie geistlich nah wir uns sind. Nicht vergessen werde ich die beeindruckende Herzlichkeit und Verbundenheit bei der gemeinsamen Pilgerreise von Vertretern der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der EKD ins Heilige Land oder bei der ökumenischen Wallfahrt „Mit Luther zum Papst“ von etwa 1000 zumeist jungen Menschen aus Mitteldeutschland und darüber hinaus nach Rom.

Noch vieles andere wäre zu erwähnen, auch das andauernde Bemühen der evangelischen und katholischen Christen im Osten Deutschlands, sich der „forcierten Säkularität“ kreativ zu stellen und das Evangelium behutsam denen nahezubringen, die mit dem christlichen Glauben nichts oder nicht mehr viel anfangen können oder gar nicht verstehen, wozu so etwas im Leben überhaupt gut sein soll. Zweifellos hätte dieses missionarische Anliegen in den zurückliegenden Jahren von den Verantwortlichen der EKD noch stärker in den Blick genommen und deutlicher unterstützt werden können. Zu meinen aber, man müsse nur wollen und könne dann vielleicht mit markigen Worten und geschickten Methoden Menschen den christlichen Glauben unterjubeln und eine „Bekehrungswelle“ auslösen, verkennt unsere Situation völlig. Vielmehr sind dazu eine große Aufgeschlossenheit, viel Fingerspitzengefühl und ein langer Atem vonnöten.

In den Buß- und Versöhnungsgottesdiensten waren manche Selbstverpflichtungen zu hören, die fantasievoll und tatkräftig umzusetzen gilt. Dass der ökumenische Qualitätsschub von 2017 nicht wieder verpufft, hängt freilich auch davon ab, ob wir wirklich an der Einheit der Kirche interessiert sind, wie es uns gelingt, sich in den theologischen Vorstellungen und kirchlichen Lebensvollzügen zu verständigen, und was wir letztlich dem Wirken des Heiligen Geistes zutrauen.

Auf der Suche nach Heimat

Predigt am 1. Weihnachtsfeiertag 2017

Sehnsucht nach Heimat

Weihnachten ist wie kaum ein anderes Fest mit Sehnsüchten verbunden: nach Frieden und Harmonie, nach Wärme und Geborgenheit. An Weihnachten möchte man zuhause sein, mit der ganzen Familie. Oftmals kommen deshalb auch Kinder und Enkel zu den Eltern und Großeltern. Wohl dem, der gerade in diesen Tagen so etwas wie eine Heimat hat! Doch was ist Heimat, wovon zurzeit wieder häufiger gesprochen wird? Selbst der Bundespräsident sagte in seiner Rede zum Tag der Deutschen Einheit: „Ich bin überzeugt, wer sich nach Heimat sehnt, der ist nicht von gestern“. Für andere hingegen ist dieses Wort belastet und hochgradig aufgeladen. Wie leicht lässt es sich doch auch fremdenfeindlich instrumentalisieren und politisch missbrauchen!

Heimat – so könnte man wohl zunächst einmal ganz einfach sagen – ist ein Sehnsuchtsort, dem wir uns emotional zugehörig fühlen. Ja, es ist eigentlich mehr als ein Ort, gewissermaßen eher ein Gefühl. Das spüren all diejenigen, die nicht mehr dort leben, wo sie geboren und aufgewachsen sind, vor allem aber derzeit die Flüchtlinge und Migranten. In ihren Gesichtern steht uns dieses Gefühl deutlich vor Augen. Im tiefsten Sinne des Wortes unbehaust, stellen sie uns vor große Herausforderungen. Nicht zuletzt machen sie uns bewusst, dass es auch in unserer Gesellschaft, ja in unserem eigenen Leben diese tiefe Sehnsucht nach Heimat gibt. Denn „Heimatverlust“ ist – wie Hans-Joachim Höhn sagt – „nicht nur eine Folge von Flucht und Vertreibung, sondern auch eine Erfahrung von kultureller Unbehaustheit und psychischer Obdachlosigkeit, die in modernen Gesellschaften auch Alteingesessene überkommen kann“. Weil sich viele Menschen, die hier leben, von den gesellschaftlichen Entwicklungen verunsichert und bedroht fühlen, empfinden auch sie sich wie in der Fremde. Doch ist das denn wirklich eine ganz neue Erfahrung, in dieser Welt nicht wirklich beheimatet zu sein? Treibt es uns nicht immer schon existentiell um, dass keine Geborgenheit und keine Idylle wirklich beständig sind; dass es in unserer Welt keine absolute Verlässlichkeit gibt und dass jede Sehnsucht, die erfüllt wird, eine umso größere Sehnsucht hervorrufen kann?

„Unsere Heimat ist im Himmel“

Uns Christen liegt das jedenfalls schon seit über zweitausend Jahren in den Genen. Die Erzählungen des Alten und des Neuen Testaments berichten immer wieder von Menschen, die unterwegs sind, auf der Flucht oder auf der Suche nach einem bzw. dem gelobten Land, die überall jedoch, wo sie hinkommen, Fremde bleiben, auch wenn sie einen Ort finden, an dem sie leben können.

Erstaunlicherweise hat Gott selbst sich als ein Gott geoffenbart, der offenbar heimatlos ist. Gerade an Weihnachten werden wir damit konfrontiert. Maria und Josef finden keine Herberge, sondern müssen in einer unwirtlichen Behausung unterkommen. Und schon kurz nach der Geburt Jesu sind sie auf der Flucht nach Ägypten. Jesus selbst sagt später einmal von sich: „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann“ (Mt 8,20). Auch wenn ihm einige Menschen nachgefolgt sind, so wurde er doch von vielen – ja selbst von seiner eigenen Familie – nicht verstanden, sondern abgelehnt, verfolgt und schließlich sogar umgebracht. So heißt es im heutigen Johannesevangelium auch: „Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf“ (Joh 1, 11). Wenn gerade dieser sogenannte Johannesprolog jedes Jahr am ersten Weihnachtstag zu hören ist, werden wir daran erinnert, dass es bei diesem Fest nicht nur um besinnliche Stunden im Kreis von vertrauten Menschen geht. Hauptthema ist vielmehr das Schicksal Jesu und die Folgerung daraus, dass wir, die wir ihm nachfolgen, ein wanderndes Gottesvolk sind, das in dieser Welt immer auch ein wenig fremd bleibt.

„Unsere Heimat ist im Himmel“, so schreibt der Apostel Paulus (Phil 3,20). Im Griechischen steht hier ein Wort, das aus dem staatlichen Denken kommt und so viel wie „Bürgerrecht“ (politeuma) bedeutet. Vor jeder irdischen Staatsbürgerschaft haben wir das Recht, im Himmel beheimatet zu sein. Das geht über alles hinaus, was wir uns vorstellen können. Nur in Bildern können wir davon sprechen, was Himmel letztlich bedeutet: Alle Tränen werden getrocknet, alle unsere Sehnsüchte kommen an ihr Ziel, es wird keinen Tod mehr geben, wir werden in unendlicher Liebe und in unendlicher Freiheit mit Gott und den Menschen verbunden sein. Dort, in diesem Reich des Friedens haben wir unser eigentliches Zuhause. Von dort kommen wir her und dazu gehören wir.

Heimat schaffen wir gemeinsam

„Unsere Heimat ist im Himmel“: Damit werden wir nicht etwa auf das Jenseits vertröstet und zur Weltflucht aufgerufen. Im Gegenteil! Wir glauben, dass mit der Geburt des Gottessohnes dieser Himmel bereits in unsere Welt gekommen ist, mitten in unseren Alltag hinein. Dafür hat Jesus in seinem irdischen Leben den Menschen immer neu die Augen öffnen wollen.

Deshalb können wir Christen die Sehnsucht nach Heimat bei uns selbst und anderen zutiefst ernst nehmen. So viele Menschen haben Sehnsucht danach, in dieser komplexen Welt doch irgendwo verwurzelt zu sein. So viele Menschen hungern danach, irgendwo dazuzugehören. Diese Sehnsucht dürfen wir nicht denen überlassen, die daraus politisches Kapital schlagen wollen. Als Christen haben wir eine Hoffnung zu bieten, die trägt und nährt, und das über jede romantisierende oder fremdenfeindliche Heimatdebatte hinaus. Aus dieser Hoffnung heraus engagieren wir uns und bemühen uns darum, auch denen Heimat zu ermöglichen, die unbehaust sind. Aus dieser Hoffnung heraus wissen wir, dass Heimat nichts ist, „was einem selbst und der eigenen Gruppe allein gehört“, keine statische und unveränderliche Größe. Heimat hat vielmehr mit Begegnung zu tun. „Ohne Begegnung, Vertrauen und Freundschaft ist“



Zum traditionellen Weihnachtssingen kamen 15.000 Besucher in die MDCC-Arena nach Magdeburg. Die Kerzen wurden mit dem Friedenslicht aus Bethlehem angezündet.

– wie ein Vertreter des Deutschen Caritasverbandes (Georg Cremer) dies treffend formuliert – „jeder Ort auf der Erde unwirtlich... Heimat schaffen wir gemeinsam... Heimat schafft, wer im Kleinen dazu beiträgt, dass Menschen sich mit Offenheit, Vertrauen und Respekt begegnen.“ Und dazu gehören „Menschen, die hier geboren, und Menschen, die gekommen sind, um hier eine neue Heimat zu finden“.

„Unsere Heimat ist im Himmel“. Heute feiern wir, dass der Himmel zu uns auf die Erde gekommen ist. Auch wenn unsere Vollendung noch aussteht, auch wenn wir wie Jesus immer auch Fremdlinge in dieser Welt bleiben werden, so wird uns doch immer wieder ein Vorgeschmack auf diesen Himmel geschenkt. Immer wieder öffnet sich der Himmel für uns: so auch in diesem festlichen Gottesdienst, so auch dann, wenn wir uns geliebt und geborgen fühlen, so auch dann, wenn wir in den Augen unserer Mitmenschen den Bruder und die Schwester erkennen. Möge unsere Sehnsucht nach Frieden und Harmonie, nach Wärme und Geborgenheit, ja nach so etwas wie einer wenigstens kurzzeitigen oder auch nur punktuellen Erfahrung wahrer Heimat an diesem Fest nicht ins Leere laufen.

Religionsfreiheit

Predigt zu Epiphanie 2018

Ein Menschenrecht

Den meisten unter uns dürften die drei Weisen, die dem Gottessohn in der Krippe ihre Geschenke bringen, seit Kindheit vertraut sein. Von Sterndeutern aus dem Osten ist im Matthäusevangelium die Rede; vermutlich stammten sie aus dem heutigen Iran. Bei ihren Forschungen sind sie offenbar auf ein Phänomen am Himmel gestoßen, das sie neugierig gemacht hat. Ja, mehr noch: Sie glaubten, dass der Stern, den sie aufleuchten sahen, mit ihrer Suche nach Wahrheit zu tun haben könnte. Deshalb sind sie aufgebrochen, um diesem Stern zu folgen. Dabei waren sie im Grunde Gott-Sucher, denn – so hat es die heilige Edith Stein einmal formuliert – : „Wer die Wahrheit sucht, der sucht Gott, ob es ihm klar ist oder nicht“.

Gott zu suchen, nach Sinn und einem letzten Halt Ausschau zu halten, ist uns Menschen zutiefst eigen. Ja, es macht sogar unsere Würde aus, dass wir nach Gott als dem Grund aller Wirklichkeit suchen. Diese Suche kann aber nur gelingen, wenn wir auch die Freiheit haben, uns wie die Sterndeuter auf den Weg zu machen, wenn wir die Freiheit haben, dem zu folgen, was wir als wahr und sinnstiftend erkannt haben.

Diese Freiheit, unser menschliches Leben auf Gott auszurichten und dies auch öffentlich zu bekennen, ist der Inhalt des Rechts auf Religionsfreiheit. Jeder Mensch hat – so heißt es in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte aus dem Jahr 1948 – die Freiheit, „seine Religion oder Weltanschauung allein oder in Gemeinschaft mit anderen, öffentlich oder privat durch Lehre, Ausübung, Gottesdienst und Kulthandlungen zu bekennen“. Religionsfreiheit ist also ein Menschenrecht. Und das erfährt erst dann seine Umsetzung, wenn jeder und jede Einzelne die eigene religiöse Orientierung nicht nur privat für sich leben kann, sondern auch die Möglichkeit hat, sich öffentlich und in Gemeinschaft dazu zu bekennen und das Leben danach auszurichten. Das aber gilt dann für alle Religionen; ja, es gilt auch für diejenigen, die keiner Religion angehören. Folglich ist es also die Aufgabe eines Staates, die Freiheitsrechte aller seiner Bürgerinnen und Bürger zu achten und zu garantieren. Es steht ihm nicht zu, über ihre persönlichen Überzeugungen zu bestimmen, seien sie religiös oder nicht.

Nicht die Wahrheit hat Rechte, sondern die Person

Dieses Recht auf Religionsfreiheit hat auch die katholische Kirche auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil in einer eigenen Erklärung („*Dignitatis humanae*“) feierlich verkündet. Das war allerdings alles andere als selbstverständlich. Denn noch bis ins 20. Jahrhundert hinein stand Rom der Religionsfreiheit und damit auch der Toleranz anderen Konfessionen und Religionen skeptisch gegenüber. Nur der christliche Glaube (und zwar in seiner katholischen Ausprägung) – so dachte man lange Zeit – habe den Anspruch auf Wahrheit. Der Irrtum indessen habe kein Recht. Wohin eine solche Auffassung geführt hat, zeigen die dunklen Seiten unserer Kirchengeschichte: gewaltsame Missionierungen und gnadenlose Verfolgungen derer, die man als Häretiker betrachtete. Nach der Reformation wurde zwar im sogenannten Augsburger Reichs- und Religionsfrieden ausgehandelt, dass es verschiedene Konfessionen ge-

68

ben darf, aber die Menschen waren immer noch gezwungen, sich zur Konfession ihres jeweiligen Herrschers zu bekennen. Der bekannte Ausspruch dafür lautet: „Cuius regio, eius religio“, auf Deutsch: „wessen Gebiet, dessen Religion“, oder in damaliger Sprache: „wes der Fürst, des der Glaub“.

Interessant ist, dass es im kommunistischen Herrschaftssystem der Sowjetunion eine ganz ähnliche Begründung dafür gab, jedwede Religionsausübung zu unterdrücken: „Der Irrtum des religiösen Aberglaubens hat gegenüber der Wahrheit des Atheismus kein Recht auf Dasein.... Volles Daseinsrecht kann nur die Wahrheit, das heißt der Atheismus beanspruchen.“

Nach einer langen Geschichte der Unterdrückung und der Verquickung von Kirche und Staat ist den Konzilsvätern dann aber auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil bewusst geworden, dass niemand – weder der Staat noch die Kirche – das Recht hat, den christlichen Glauben durchzusetzen. Entscheidend dafür war die Erkenntnis, dass nicht die Wahrheit Rechte hat, sondern die Person. „Das Konzil bekennt“ – so heißt es in der Erklärung über die Religionsfreiheit – „dass die menschliche Person das Recht auf religiöse Freiheit hat. Diese Freiheit besteht darin, dass alle Menschen frei sein müssen von jedem Zwang sowohl von seiten Einzelner wie gesellschaftlicher Gruppen..., so dass in religiösen Dingen niemand gezwungen wird, gegen sein Gewissen zu handeln...“ (DH 2).



Diese Freiheit ist in der Würde des Menschen verankert. Nach unserer christlichen Überzeugung ist sie uns von Gott selbst verliehen, weil wir seine Ebenbilder sind. Gott selbst ist es, der danach drängt, dass wir uns auf die Suche nach ihm machen. Deshalb muss jede Gott-Suche geschützt werden. Die Würde der menschlichen Person verlangt danach, sich ungehindert auf diese Suche machen zu dürfen, so wie die drei Weisen aus dem Morgenland. Denn die Wahrheit kann niemals durch Zwang gefunden werden, sondern nur dadurch, dass der Mensch in aller Freiheit auf den Ruf Gottes reagiert. Was aber bedeutet das für uns ganz aktuell?

Gegenwärtige Herausforderungen

Zum einen hören wir immer neu von massiven Verletzungen dieses Menschenrechtes. In vielen Teilen der Welt werden Menschen um ihrer Religion willen ausgegrenzt, verfolgt oder gar ermordet. Terrororganisationen oder auch staatliche Organe überwachen und unterdrücken religiöse Minderheiten, manchmal sogar Mehrheiten, um die jeweils eigene Auffassung von Wahrheit durchzusetzen. In der aktuellen Weltlage sind es gerade Christen, die in erschreckendem Ausmaß Opfer von Diskriminierung und Gewalt werden. Sie brauchen unsere Solidarität durch das Gebet, aber auch dadurch, dass wir zusammen mit verlässlichen Organisationen öffentlich für sie eintreten.

Das heißt aber keinesfalls, dass wir nur das Recht von Christinnen und Christen zu verteidigen haben. Wenn die Religionsfreiheit für alle Menschen gilt, müssen wir auch für die Rechte derer eintreten, die einer anderen Religion oder Weltanschauung anhängen. Ja, das geht sogar so weit, dass wir z.B. auch dann die Rechte von Muslimen schützen müssen, wenn die islamischen Staaten, aus denen sie kommen, ihrerseits die Rechte von Christen ignorieren. In unserer pluralistischen Gesellschaft ist das eine große Herausforderung. So sind derzeit auch so manche Stimmen zu hören, die das Recht auf Religionsfreiheit nur Christen zugestehen wollen. Das ist schon rein juristisch gesehen unzulässig. Aber es entspricht auch nicht unserer christlichen Überzeugung. Denn einerseits glauben wir zwar, dass Gott sich in Jesus Christus einmalig und unwiderruflich mitgeteilt hat. Christus ist für uns der Weg, die Wahrheit und das Leben (vgl. Joh 14,6). Doch dieser Glaube besagt auch, dass jeder Mensch auf seine Weise Gott sucht, auch wenn dies in der Gestalt einer

70

anderen Religion oder Weltanschauung geschieht. Dieser innere Antrieb der Gott-Suche „ist“, – so Papst Johannes Paul II. – „im Herzen Gottes verborgen, in dem ein universaler Heilswille pulsiert“. Dieser Papst hat auch z.B. auf seinen vielen Reisen immer den Boden des Landes geküsst, in das er gekommen ist. Das geschah aus Ehrerbietung gegenüber den Menschen und gegenüber dem Geist Gottes, der unter ihnen wirkt. Gott hat seinen Sohn ja nicht nur als Messias für sein auserwähltes Volk in die Welt gesandt. Jesus Christus war von Anfang an das Licht der Völker und der Retter auch der nichtjüdischen Heiden. Deshalb hat er die Sterne aus dem Osten aufbrechen lassen; deshalb bewegt er die Menschen in unserem Land, die mehr oder weniger bewusst danach suchen, wie ihr Leben gelingen kann. Deshalb schlummert er auch in den Herzen derer, die scheinbar überhaupt nichts suchen.

Erstaunlicherweise gehört die Mehrheit der Bevölkerung in unserer Region keiner Konfession oder Religion an. Daraus kann aber nicht gefolgert werden, dass nun die Religionslosigkeit die Norm darstellt. Deshalb gehört es schließlich auch zur Religionsfreiheit, dass Religion nicht einfach zur Privatsache erklärt wird. Gegenwärtig gewinnt man jedoch manchmal den Eindruck, dass „schon das öffentliche Bekenntnis ... eine bisweilen untragbare Zumutung gegenüber einer immer stärker entkirchlichten Gesellschaft“ darstellt (D. Legutke). Zur Religionsfreiheit gehört es, dass der Glaube – im Rahmen der Grundrechte – auch sichtbar gelebt werden darf, selbst wenn das von anderen als Provokation empfunden wird. Als Christen glauben wir, dass wir das öffentliche Leben mitzugestalten haben, weil „die Welt nicht selbstverständlich ins Gute geführt“ wird (Kardinal Reinhard Marx), sondern es Leute braucht, die sich ausdauernd und fantasievoll für ein friedliches Zusammenleben aller Menschen einsetzen.

Liebe Schwestern und Brüder, wir feiern das Fest der Erscheinung des Herrn. Dieses Fest weitet unseren Blick für das Wirken Gottes in allen Völkern unserer Erde, innerhalb unserer Kirche und außerhalb, bei Christen und Nichtchristen, bei Suchenden und bei denen, die vielleicht gar nichts suchen. Lassen wir uns dazu ermutigen, im eigenen Leben den Stern zu suchen und ihm zu folgen. Und wer weiß, vielleicht werden wir dadurch selbst zu einem Stern, der anderen den Weg nach Bethlehem zeigt.

„Liebe – gibt es die in echt?“

Ansprache beim Neujahrsempfang 2018
mit jungen Brautpaaren
und Verantwortlichen in der Begleitung von Ehen und Familien

Liebe Ehepaare, liebe Gäste, liebe Schwestern und Brüder, „Mama, was ist die Liebe? Gibt es die in echt?“ – Ja, was ist die Liebe? Schon seit Jahrhunderten, wenn nicht gar Jahrtausenden stellen Menschen diese Frage. Es gibt kaum Dichter, kaum Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die nicht versucht hätten, einen Ausdruck für die Liebe zu finden. In allen Religionen sprechen Mystikerinnen und Mystiker davon. Auch in der Bibel gibt es sowohl im Alten als auch im Neuen Testament ein Hohes Lied der Liebe. Immer neue Bilder und Vergleiche werden dafür gesucht, und immer sind es tastende und stammelnde Worte, die letztlich nie ausschöpfen können, was die Liebe ist. Zugleich ist sie das, was wir Menschen zutiefst ersehnen. Wir wollen angenommen sein, bejaht sein, so wie wir sind. Und das vor allem von den Menschen, zu denen wir gehören. Für die meisten Menschen haben deshalb Ehe und Familie nach wie vor einen hohen Stellenwert. Auch heutige Jugendliche sehen deshalb in der Familie einen „Hort der Sicherheit, des sozialen Rückhalts und der emotionalen Unterstützung“. Und die meisten von ihnen sind sogar der „Meinung, dass man eine Familie braucht, um wirklich glücklich leben zu können“ (U. Nothelle-Wildfeuer). Wirkliche Liebe, die zur Ehe führt, denkt nicht an etwas Vorübergehendes, sondern hofft darauf, das Leben miteinander teilen und gestalten zu können, sich zu tragen und zu ertragen, bis der Tod voneinander scheidet. Darum sehen wir Christen in der Ehe „mehr als eine gesellschaftliche Formalität oder Tradition“, glauben wir, dass sie in den spontanen Neigungen des Menschen wurzelt, ist sie für uns „ein Bund vor Gott, der Treue verlangt“ (AL 123).

Doch gerade in Bezug auf Ehe und Familie gibt es in unserer Gesellschaft schon länger einen tief greifenden Wandel. Aus der Großfamilie ist immer mehr eine Klein- und Kleinstfamilie geworden. Viele Paare leben auch unverheiratet zusammen, so dass mehr als jedes zweite Kind in Sachsen-Anhalt außerhalb der Ehe geboren wird. Manche Paare wollen gar keine Kinder und fordern sogar ein Recht auf Kinderlosigkeit ein.

Viele unserer Zeitgenossen leben bewusst als Single oder finden sich unfreiwillig in einer solchen Situation vor. Zugleich sind alternative Lebensformen entstanden: Kommunen, Wohn- und Lebensgemeinschaften werden gegründet. Homosexuell veranlagte Menschen leben in verbindlichen Partnerschaften, für die der Bundestag jüngst den Ehebegriff ausgedehnt hat. Aus katholischer Perspektive gebietet es uns der Respekt vor jedem Menschen, solche Formen von verbindlichen Lebens- und Liebesgemeinschaften nicht zu diskriminieren. Solche Verbindungen aber als völlig der Ehe gleich anzusehen, wäre – so meine ich – „missverständliche Toleranz“ (K. Hillenbrand). Insgesamt ist die Zahl derer dramatisch gestiegen, die vor der Gründung einer Familie zurückschrecken, nicht zuletzt auch deshalb, weil sie sich nicht genügend unterstützt fühlen.



Obwohl Ehe und Familie die eigentlichen Stützen der Gesellschaft bilden, werden sie vielfach politisch, ökonomisch und kulturell missachtet, tragen verschiedene Rahmenbedingungen, Anforderungen und Zwänge dazu bei, ihre Stabilität immer mehr zu untergraben. Da gilt es gerade für uns Christen, sich verstärkt für eine Politik einzusetzen, in der Ehe und Familie vom Staat in besonderer Weise geschützt werden.

„Mama, was ist die Liebe? Gibt es die in echt?“ – Sie, liebe Paare, die Sie heute meiner Einladung gefolgt sind, sind ein Beispiel dafür, dass es die Liebe offenbar tatsächlich „in echt“ gibt. Sie leben sie Tag für Tag

miteinander, und Sie haben einander zugesagt, dass Sie in guten und in schweren Zeiten füreinander da sein wollen. Sie teilen die Freuden und Leiden des Alltags miteinander. „Das muss wohl Liebe sein“ – so sagt Golde, die Frau des Milchmanns Tevje in dem Musical „Anatevka“. Zunächst weiß sie zwar nicht, was sie sagen soll, als er sie nach 25 Jahren Ehe fragt: „Sag, Golde, liebst du mich?“ Doch nach einigem Hin und Her



sprudelt es aus ihr heraus: „Seit fünfundzwanzig Jahren leb ich mit dir, lach mit dir, wein mit dir, seit fünfundzwanzig Jahren ist dein Bett mein, das muss ja Liebe sein“.

Sie, liebe Paare, leben zwar noch längst keine 25 Jahre miteinander. Und doch machen Sie sicher die Erfahrung, dass Ehen im Himmel geschlossen, aber auf der Erde gelebt werden wollen. In der Liebe überschreitet der Mensch seine eigenen Grenzen und findet im anderen Heimat und Geborgenheit. Das ist aber ein langer Weg, in dem es immer wieder auch Krisen geben kann. „Wir können einander nicht versprechen, das ganze Leben lang die gleichen Gefühle zu haben“, schreibt Papst Franziskus. Doch „die Liebe, die wir versprechen, geht über alle Emotionen, Gefühle oder Gemütsverfassungen hinaus...“ und sie erfordert, „das Eheband immer wieder neu zu knüpfen“ (AL Nr. 163.164).

Aus eigener Kraft ist das gar nicht so einfach. Unser Glaube ist hier ganz realistisch. Nicht umsonst sprechen wir Christen von der Ehe als einem Sakrament, einem heiligen Zeichen der Liebe Gottes. Beide Partner

dürfen sich immer wieder dieser Liebe anvertrauen. Wer sich von Gott geliebt weiß, erfährt wahrscheinlich auch mehr als andere die Kraft, seiner eigenen Liebe dauerhaft Ausdruck verleihen zu können. Dabei können Worte und Gesten Wunder wirken. Papst Franziskus spricht immer wieder von drei Worten, die den Weg öffnen können, um in der Familie gut und in Frieden zusammenzuleben. Diese Worte heißen: „Bitte – Danke – Entschuldigung“. Es sind einfache Worte, sagt der Papst, aber sie erfordern große Kraft. „Bitte“: Das bedeutet, dass man Respekt vor dem anderen hat und nicht einfach über ihn oder sie verfügt. Einander um etwas zu bitten, ermöglicht immer neu, sich gegenseitig etwas zu schenken, ja: sich selbst zu schenken. Ähnliches gilt für das Wort „Danke“: Wer „Danke“ sagen kann, erkennt damit die Würde der anderen Person an und hält nichts für selbstverständlich. Dankbarkeit gehört außerdem für Gläubige ins Herz ihres Glaubens. „Ein Christ, der nicht ‚Danke‘ sagen kann, hat die Sprache Gottes vergessen“, sagt Papst Franziskus. Besonders schwer fällt vielen das dritte Wort: „Entschuldigung“. Doch ohne die Bitte um Vergebung einerseits und ohne die Bereitschaft zu verzeihen andererseits werden „kleine Risse zu großen Gräben“ (Papst Franziskus). Sich aus ganzem Herzen zu entschuldigen und aus ganzem Herzen zu verzeihen, heilt die Wunden, die wir Menschen uns immer



Szenen einer Ehe frei nach Loriot werden von Christine und Bernhard Neumann für die Neujahrsempfangsgäste nachgespielt. Sehr zur Freude aller!

wieder gegenseitig zufügen. So ist immer wieder ein Neuanfang möglich. „Bitte, Danke, Entschuldigung“ – das sind geradezu Schlüsselwörter für das Gelingen einer guten Ehe, für die alltäglich gelebte Liebe.

Liebe Ehepaare, ich freue mich sehr, dass Sie sich dafür entschieden haben, miteinander das Wagnis der Ehe einzugehen. Unsere heutige Welt braucht das Vorbild christlicher Ehen und Familien. Dieser Tag gilt deshalb Ihnen als ein Zeichen der Freude und der Anerkennung, aber auch als ein Zeichen der Ermutigung und Stärkung, die Ihnen nachher auch durch den Segen zugesprochen wird.

Ermutigung und Stärkung erfahren Ehepaare und Familien auch durch die vielen Einrichtungen und Angebote, die es in unserem Bistum gibt. Sie werden nachher im Saal der Kathedralpfarre vorgestellt werden. Denn gerade in unserer Zeit braucht es eine sensible und wohlwollende Ehepastoral, die sich auf die Bedürfnisse und die Lebensbedingungen der Menschen einstellt und die sie auch in ihren Krisen und in ihrem Scheitern begleitet, ohne sie zu verurteilen – aber auch ohne das Evangelium von der Familie zu verleugnen.

„Mama, was ist die Liebe? Gibt es die in echt?“ Ja, liebe Schwestern und Brüder: die Liebe gibt es „in echt“. Gott ist die Liebe, und wir alle sind dazu bestimmt, dieser Liebe ein menschliches Gesicht zu geben.

Nicht unter unserer Würde

Brief zur österlichen Bußzeit 2018

Liebe Schwestern und Brüder, „Über den Anstand in schwierigen Zeiten und die Frage, wie wir miteinander umgehen“, mit diesem Titel und dem dazugehörigen Buch von Axel Hacke – erst kürzlich erschienen – wird ein Thema angesprochen, das unsere Gesellschaft schon seit einiger Zeit herausfordert. Viele Hemmungen sind gefallen, Umgangs- und Verständigungsformen werden rauer, unverschämtes Verhalten greift immer mehr um sich. „Wir erleben“ – so beschreibt es ein Manifest des bayrischen Lehrerverbandes – „eine Aggressivität, eine Sprache des Hasses, der Geringschätzung und Diskriminierung, persönliche Beleidigungen, bewusste Kränkungen und Ausgrenzung in Wort und Handeln.“ Vor allem tragen rechtsextreme und populistische Gruppierungen zu dieser Verrohung bei. Dadurch hat sich auch der Ton politischer Debatten verändert. Bei Demonstrationen, in manchen Schreiben und vor allem im Internet sind – anonym oder namentlich vorgetragen – Lügen und Hetze auf erschreckende Weise verbreitet. Gerade in den sogenannten sozialen Medien werden zunehmend irrationale Empörungswellen und Hasslawinen ausgelöst. Manche meinen offensichtlich, ihr Selbstwertgefühl dadurch steigern zu können, dass sie an anderen ihre Wut auslassen und sie erniedrigen.



Solche Entwicklungen machen sogar vor Christen nicht Halt. Auch unter uns gibt es einzelne Personen, bestimmte Kreise und gewisse Richtungen, die dafür anfällig sind, sich selbst und ihre Überzeugung zum alleinigen Maßstab aller Dinge zu machen, unversöhnlich zu polarisieren und Andersdenkende zu diffamieren. Dabei ist deren Sprache nicht unbedingt zimperlicher als die anderer Zeitgenossen.

Oftmals fangen Aggression und Zwietracht ganz unscheinbar und alltäglich an: unter Verwandten und Nachbarn, in der Schule und am Arbeitsplatz, in Kirche und Gesellschaft. Schon kleine Sticheleien und harmlos erscheinender Klatsch können die Atmosphäre vergiften. Wer über andere herzieht, fängt bereits an, sich an ihnen zu vergreifen. Wer aber sogar Hass sät, wird Hass ernten und die Bereitschaft erhöhen, Gewalt anzuwenden. Erst – so sagen uns Psychiater – lösen Beschimpfungen und Demütigungen im Gehirn einen Schmerz aus und dann Aggression. Noch weiter geht der erste Johannesbrief, in dem es heißt: „Jeder, der seinen Bruder <und seine Schwester> hasst, ist ein Menschenmörder“ (3,15). Schließlich vergeht so einer sich an dem, was das Kostbarste am anderen ist: seiner Würde und seinem Leben.

Demgegenüber – liebe Schwestern und Brüder – hält das deutsche Grundgesetz in seinem 1. Artikel fest: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“ Auch wenn manchmal darüber diskutiert wird, was genau damit gemeint ist, kommt doch in unserem Land keine Debatte über ethische Fragen ohne den Verweis auf die Menschenwürde aus. Für uns Christen gilt diese ausnahmslos allen Menschen, unabhängig von Herkunft und Geschlecht, Nationalität und Religion. Auch nicht Stärke und Macht, Reichtum und Schönheit oder Intelligenz und Erfolg sind dafür ausschlaggebend. Im Gegenteil! Unabhängig von alledem ist jeder Mensch von Gott geschaffen und geliebt, gewissermaßen von ihm geadelt, sogar sein Ebenbild, zur Gemeinschaft mit ihm und untereinander berufen. Und das gilt vom Embryo bis hin zum Sterbenden. Der biblischen Überlieferung folgend ist unser Glaube davon überzeugt: „Wer einen Menschen ansieht, sieht durch ihn Gott, den Schöpfer. Denn der unsichtbare Gott macht sich durch den Menschen sichtbar“.

Andererseits verschweigt die Bibel aber auch nicht, wie schwer es Menschen immer wieder fällt, dieser Würde als Gottes Ebenbild zu entsprechen

chen. Infolge der teuflischen Versuchung, selbst „wie Gott“ sein zu wollen, endet das Paradies, stellen sich Neid und Hass, Sünde und Schuld, Mord und Totschlag ein. Kain bringt seinen Bruder Abel um. Auch andere Gebote Gottes werden übertreten. Es kommt zu „Sodom und Gomorra“.

Das ist eine Wirklichkeit, wie wir sie auch heute noch erfahren. Zugleich hat uns Jesus Christus, indem er selbst Mensch geworden ist, den Tod durchlitten hat und von Gott auferweckt wurde, dazu befreit und befähigt, als „neue Menschen“ zu leben. Dazu müssen wir jedoch auch bereit sein und uns darum mühen. „Kehrt um“ – so hören wir heute Jesus sagen – „und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1, 15). Die österliche Bußzeit bietet viele Möglichkeiten, damit Ernst zu machen.

Was aber – liebe Schwestern und Brüder – kann das in unserer Situation konkret bedeuten? Zunächst wäre es wohl angebracht, sich wieder einmal auf das zu besinnen, was allen Menschen eigen sein müsste: mit Anstand zu leben. Und das meint: in den großen und kleinen Fragen des Lebens grundsätzlich mit anderen solidarisch zu sein. „Alles“ – so könnte man mit den Worten des Matthäusevangeliums (7,12) dazu sagen – „was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das tut auch ihnen!“ Negativ formuliert hieße das: „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu!“ Vielen ist das einsichtig. Darum gilt dieser



Beim Kreuzweg im KZ Langenstein-Zwieberge, dem ehemaligen Außenlager des KZ Buchenwald

Grundsatz auch als Goldene Regel des menschlichen Zusammenlebens. Doch um das zu beherzigen, muss man nicht unbedingt Christ sein. Als Christen aber sehen wir uns unter dem Anspruch des Evangeliums besonders dazu herausgefordert, so miteinander umzugehen und für eine Kultur einzutreten, die „Achtung und Liebe auch denen gewährt, die in gesellschaftlichen, politischen oder auch religiösen Fragen anders

denken oder handeln als wir". Ich bin dankbar, dass es in unserem Bistum schon seit Jahren Initiativen gibt, die sich in diesem Sinne für die Menschenwürde einsetzen und dadurch unsere Demokratie stärken. Ich denke ebenso an die Vielen, die sich ganz praktisch um Notleidende aller Art kümmern und sich in Konflikten um Verständigung bemühen. Nicht selten werden solche Helfer und Vermittler dafür selbst sogar von anderen abgelehnt und ausgegrenzt.

Mehr noch als anständig zu leben, bedeutet es, Gott mit ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Denken zu lieben und – ebenso wichtig – seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst. Das sind für uns Christen gewissermaßen die zwei Seiten der einen Medaille. Andere Menschen – gerade fremde – nicht nur nicht unterdrücken, sondern sogar lieben zu sollen, ist dabei sicher eine der größten Kulturleistungen, die das Alte und das Neue Testament hervorgebracht haben, im konkreten Fall aber freilich oftmals eine Zumutung. Daran zeigt sich jedoch, wie sehr wir uns tatsächlich auf Jesus Christus einlassen oder nicht. Schließlich hat er sogar dazu aufgefordert, die Feinde zu lieben. Nur so kann wohl auch der Kreislauf von Hass und Gewalt durchbrochen werden. Guter Wille allein aber reicht dabei nicht aus. Manches sollte man gelassen und tapfer ertragen, anderes sachlich richtigstellen oder entschieden zurückweisen. Auf jeden Fall wäre es kontraproduktiv zu versuchen, Primitives mit Primitivem zu vergelten oder andere darin sogar noch zu übertrumpfen. Sind jedoch Schwächere in Gefahr, ist gegebenenfalls auch gewaltloser Widerstand zu leisten. Mitmenschlichkeit muss zumeist durch Anfechtung und Bedrohung hindurch immer wieder geduldig errungen, mutig geschützt und fantasievoll gelebt werden.

Liebe Schwestern und Brüder, achten wir darauf, wie wir miteinander umgehen! Lassen wir uns nicht zu ungehörigen Reaktionen hinreißen! Besinnen wir uns erneut darauf, dass Gott uns selbst und jeden anderen Menschen als sein Ebenbild geschaffen hat und liebt. Bemühen wir uns um ein anständiges und friedliches Miteinander! Leben wir nicht unter unserer Würde!

In herzlicher Verbundenheit erbitte ich Ihnen dazu den Segen des allmächtigen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

“Warum ich Priester in der DDR wurde“

Gastbeitrag auf katholisch.de vom 1. April 2018

Vor 40 Jahren wurde der Magdeburger Bischof Gerhard Feige zum Priester geweiht – in der damaligen DDR. Zum Jubiläum erinnert er sich in einem Gastbeitrag an seine Jugend in dem Staat, der jegliche Religion zurückzudrängen versuchte.

Warum und wie ich in der DDR Christ und Priester geworden bin: Zunächst einmal bin ich in Verhältnisse hineingeboren worden, die christliche Sozialisation ermöglichten und sogar begünstigten. Alle meine Verwandten waren katholisch, und so wurde ich selbstverständlich als Säugling bereits getauft. Soweit ich mich erinnern kann, haben meine Eltern ihren christlichen Glauben recht natürlich, unverkrampft und anregend gelebt. Ihn auch mir näher zu bringen, war ihnen ein wichtiges Anliegen. Und so wurde abends und bei Tisch gebetet, auch sonst von Gott gesprochen und sich am Kirchenjahr orientiert. Außerdem gehörten wir zu einer sehr lebendigen Gemeinde mit überzeugenden Seelsorgern, ansprechenden Gottesdiensten, engagierten Familienkreisen und vielen Kinder- und Jugendgruppen.

Der kirchlich verantwortete Religionsunterricht fand nachmittags in den Räumen der Gemeinde statt. Mich auf unserem Kirchengelände mit anderen Gleichgesinnten zu treffen, wurde immer mehr meine Welt, vor allem, nachdem ich Ministrant geworden war und diesen Dienst nicht nur in unserer Pfarrkirche wahrnahm, sondern auch noch in der Kapelle des nebenan gelegenen Krankenhauses von Schwestern der heiligen Elisabeth. Heute schon kaum noch vorstellbar, habe ich dort oftmals auch werktags ministriert, und das bei einer Anfangszeit von 5.50 Uhr, vor Unterrichtsbeginn in der Schule. Viele Christen aus meiner Heimatgemeinde und von den Ordensschwestern sind durch ihre überzeugende Lebenshaltung auf mich nicht ohne nachhaltigen Eindruck geblieben. Dass dann irgendwann in mir die Vorstellung aufkam, Priester werden zu wollen, erscheint angesichts solcher positiver Erfahrungen fast folgerichtig.

Und doch bin ich auch existentiell herausgefordert und kritisch hinterfragt worden. Dazu gehörte, dass ich mich als Christ bewähren und

dabei mir und anderen Rede und Antwort stehen musste. Der Staat, in dem ich groß geworden bin, versuchte jegliche Religion und besonders den Einfluss der Kirchen – durch Erziehung und Bildung, Agitation und Propaganda, Abwerbung und Druck – zurückzudrängen. Das ist auch gelungen. Viele haben dem nachgegeben und sich angepasst, sind entweder offiziell aus der Kirche ausgetreten oder lautlos verschwunden. Andererseits haben solche Widerstände aber auch nicht wenige dazu geführt, sich mit dem christlichen Glauben bewusster auseinanderzusetzen und darin zu wachsen.

Ich bin dankbar, dabei ausgezeichnete Seelsorger an meiner Seite gehabt zu haben. Durch sie sind wir Jugendliche motiviert worden, uns kritisch mit dem Marxismus-Leninismus, aber auch mit anderen Auffassungen auseinanderzusetzen. Bei unseren Treffen wurde intensiv gearbeitet und nachgedacht. Ohne solche Anregungen hätte ich mich damals wohl kaum so vielfältig mit Literatur – wie von Böll, Brecht, Camus, Dürrenmatt und Frisch oder Dostojewski und Tolstoi – beschäftigt. Manches davon haben wir intensiv besprochen, genau wie das Alte und das Neue Testament (einschließlich spezieller Forschungsergebnisse historisch-kritischer Exegese) und einige Philosophen, auch Nietzsche, Marx und Lenin. In Warschau haben wir uns einmal sogar aus der chinesischen Botschaft die ‚Mao-Bibel‘ in deutscher Sprache besorgt.

Einem Vikar meiner Jugendzeit – einem gewissermaßen „konstruktiven Querdenker“ – verdanke ich besonders viel, auch sehr anregende Auslandserfahrungen auf Reisen mit unserer katholischen Jugendgruppe (natürlich nur in Ostblockländer). Das alles hat meinen Horizont enorm geweitet und mich in meinem Glauben theoretisch und praktisch weitergeführt. Das hat mir auch Mut verliehen, mich in manchem zu widersetzen. So wurde ich zum Beispiel weder Mitglied in den sozialistischen Verbänden „Junge Pioniere“ oder „Freie Deutsche Jugend“, noch bin ich zur sogenannten Jugendweihe gegangen und habe zudem bei der Musterung zur Nationalen Volksarmee den Dienst mit der Waffe abgelehnt und mich nur als „Bausoldat“ erfassen lassen.

Wie viele andere habe ich Kirche in dieser bedrängenden Situation immer wieder als einen Zufluchtsort erfahren, an dem es möglich war, sich freimütig auszutauschen, in seinem Gewissen ernst genommen und in seiner Würde bestärkt zu werden. Auch wenn ich als Katholik zu

einer kleinen Minderheit in einem weithin noch evangelisch geprägten Umfeld und einem kirchenfeindlichen Staat gehörte, war ich doch stolz darauf, katholisch zu sein. Dazu hat sicher beigetragen, darum zu wissen, dass die katholische Kirche weltweit verbreitet ist und unzählige Menschen aus vielen Völkern und Nationen, aus Politik und Gesellschaft, Wissenschaft und Kultur sich zu ihr bekennen. Einmal im Jahr über das eigentlich verbotene „Westfernsehen“ diese Internationalität zu Ostern auf dem Petersplatz in Rom und den Segen des Papstes „Urbi et orbi“ mitzubekommen, war für mich bewegend und erhebend zugleich. Überhaupt wurde die Verbundenheit mit dem Papst nicht nur von mir als eine wenigstens geistige Überwindung unserer durch den Staat betriebenen Isolation angesehen.

Bewusst katholisch zu sein, bedeutete für mich aber nicht, sich nur irgendwie überheblich von den anderen Christen abzugrenzen. Gerade in solchen Verhältnissen und beflügelt durch den ökumenischen Aufbruch nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil rückten wir Christen insgesamt dichter zusammen. Rückblickend meine ich, dass wir Katholiken durch die Frömmigkeit, die kirchliche Praxis und das öffentliche Zeugnis der evangelischen Christen sogar gewissermaßen in unserem Christsein mitgetragen wurden. In den Schulklassen gab es nur wenige Christen, und da zählte nicht in erster Linie die Kirchenzugehörigkeit, sondern dass man überhaupt „gläubig“ war. Diese Erfahrungen gehören unlösbar zu meiner christlichen Existenz, so dass für mich Katholisch-Sein im „Lande Luthers“ (gemeint ist damit vorwiegend Sachsen-Anhalt) von Anfang an mit einem ökumenischen Horizont verbunden war.

Hoch motiviert habe ich 1971 in Erfurt als Priesteramtskandidat begonnen, Philosophie und Theologie zu studieren. Dies schien mir angesichts der gesellschaftlichen Herausforderungen das Sinnvollste zu sein, um mich für Gott und die Menschen einzusetzen. Sicher spielte dabei auch eine Rolle, dass ich mehrere beeindruckende Seelsorger kennengelernt hatte und in meiner Heimatgemeinde immer jemand auf dem Weg dazu war, Priester zu werden. In dieser Zeit hat sich auch mein ökumenisches Bewusstsein noch mehr geweitet und vertieft. Ökumenische Theologie gehörte schon damals – kurz nach dem Konzil – unlösbar zu unserem Ausbildungsprogramm. Einerseits wurden durch das Philosophisch-Theologische Studium in Erfurt – die einzige katholische Hochschule im Gebiet der früheren DDR – auch evangelische Gastprofessoren eingela-

den, um selbst Einblicke in die Theologie und Kirchlichkeit ihrer Tradition zu vermitteln. Andererseits verdanke ich es vor allem einem ostkirchlich versierten und engagierten Präfekten im Priesterseminar, dass mein Interesse am christlichen Osten geweckt wurde. Durch seine Vermittlung konnte ich auf mehreren Reisen durch Rumänien und Bulgarien erste praktische Erfahrungen mit der Orthodoxie sammeln. Von da an nahmen mein Interesse für die östlichen Kirchen sowie meine wissenschaftliche und praktische Beschäftigung mit ihnen immer mehr zu.

Nach meiner Priesterweihe am 1. April 1978 wurde ich vier Jahre lang als Vikar in Salzwedel und in Magdeburg eingesetzt, bevor ich dann mit weiteren Studien beauftragt wurde und schließlich bis 1999 in Forschung und Lehre tätig war. Als Priester in der Seelsorge habe ich die erstaunliche und beglückende Erfahrung machen können, nicht nur anderen behilflich sein zu dürfen, aus dem christlichen Glauben heraus



zu leben, sondern dabei auch durch viele andere selbst gestärkt und getragen zu werden. Besonders berührt hat mich, wenn tiefgläubige und lebenserfahrene Katholiken sich nicht scheuten, mir im Sakrament der Beichte ihre Nöte und ihr Versagen anzuvertrauen. Das hat mich sehr demütig werden und auch in meinem eigenen Glauben wachsen lassen. Aber auch in vielen anderen Lebenssituationen von der Geburt bis zum Tod ist mir dies so ergangen.

Die Erfahrungen, die ich innerhalb von fast 40 Jahren unter den Bedingungen des Sozialismus gemacht habe, haben mich auch in meinem Christsein zutiefst geprägt. Die wenigsten von uns waren Helden, aber viele hatten sich und ihre Überzeugung doch nicht verkauft. „Wer in der Löwengrube sitzt“ – so lautete eine nüchterne Erkenntnis – „wird den Löwen nicht unbedingt am Schwanz ziehen“. Von daher sind wir ost-deutschen Katholiken sicher vorsichtiger und zurückhaltender gewesen,



als wenn wir in einer freien Gesellschaft gelebt hätten. Zugleich wurde mir und vielen anderen bewusst, dass jede Zeit sowohl Bewährungs- als auch Heilszeit ist und dass Kirche auch unter schwierigen Umständen existieren und segensreich wirken kann. Entscheidend ist freilich, dass man als Christ nicht einfach mit dem gesellschaftlichen Mainstream mitschwimmt, sondern bewusst seinen Glauben lebt und auch den Mut hat, dafür einzustehen. Weitgehend geschah dies aber nur innerkirchlich und vielleicht sogar etwas ghettohaft. Weil es uns verwehrt war, öffentlich zu wirken, haben wir uns in unseren Gemeinden zurückgezogen und manchmal wie in einer Art „Parallelgesellschaft“ gelebt.

Andererseits ist uns durch die Erfahrungen in der DDR auch ein feines und kritisches Gespür für alles ideologische Gehabe mit auf den Weg gegeben worden. Auch im Christentum kann es ja vorkommen, dass manche – wie im Marxismus-Leninismus – die angeblich reine Lehre als geschlossenes System betrachten, dem sich alle nur ein- oder unterzuordnen haben. Zudem verbindet sich für mich mit christlicher Existenz eine stärkere Nüchternheit und Ernsthaftigkeit, als ich das heutzutage in manchen volkskirchlichen Ausdrucksformen folkloristischer oder populistischer Art erkennen kann. Dazu gehört ebenso, die Wirksamkeit von Kirche nicht nur an äußeren Erfolgen festzumachen, sondern im Blick zu behalten, dass Gott ihr auch manchmal einen Kreuzweg zumuten kann.



Freude

Predigt zur Ölweihmesse am 27. März 2018

Wenn die Freude verloren geht

„Vergeblich habe ich mich bemüht, habe meine Kraft umsonst und nutzlos vertan“ (Jes 49, 4). Kommt diese Klage des Propheten Jesaja uns nicht vertraut vor? Wem sind solche Gedanken nicht schon einmal durch den Kopf gegangen? Nach Jahren oder sogar Jahrzehnten des Dienstes haben sich vielfältige Erfahrungen angesammelt: solche, die aufbauen und ermutigen, und solche, die ernüchtern und niederdrücken. Schon seit einiger Zeit nehme ich unter uns vermehrt eine „Atmosphäre der Verzagtheit“ (Joachim Wanke) wahr, dominiert – so mein Eindruck – bei manchen ein „grauer Pragmatismus des kirchlichen Alltags“ (Joseph Ratzinger), nehmen die Sorgen um die aktuellen Entwicklungen in unserem Bistum zu. Einige können sich mit den Überlegungen und Lösungsversuchen hinsichtlich neuer Formen von Pfarreileitung nicht anfreunden. Darüber müssen wir noch mehr ins Gespräch kommen. Andere fühlen sich nicht richtig verstanden, nicht genug wertgeschätzt oder zu wenig geliebt.

Wer hat noch „Schmetterlinge im Bauch“, wenn er an seine Berufung denkt, die Begeisterung, mit der er angetreten ist, um Christus in seiner Kirche zu dienen, „als zuverlässiger Mitarbeiter des Bischofs“, zum Lobe Gottes und zum Heil der Menschen? Hieß es nicht auch bei der Priesterweihe im Hinblick auf die Feier der Eucharistie: „Bedenke, was du tust, ahme nach, was du vollziehst, und stelle dein Leben unter das Geheimnis des Kreuzes“? Das Bedürfnis, anzukommen und Erfolg zu haben, ist durchaus menschlich, sollte uns aber nicht den Blick dafür verstellen, was auch zur Wirklichkeit unseres Dienstes gehört. „Ich bin“ – so hat es einer unserer früheren Pfarrer einmal gesagt – „nicht Priester geworden, um geliebt zu werden.“ Das ist durchaus bedenkenswert. Vielleicht – und ich schließe mich dabei ein – haben wir in dieser Hinsicht manchmal falsche Erwartungen. Im geistlichen Dienst sollte es uns jedoch um viel mehr als nur um unsere Befindlichkeit gehen.

Solche Ermüdungserscheinungen sind nichts Neues. Schon in der frühen Kirche haben die Mönchsväter dafür den Begriff „acedia“ gewählt. Er

bedeutet Lustlosigkeit, Trägheit, Erschöpfung und Überdruß. „Acedia“ kann dazu führen, dass Priester und Ordensleute keinen Sinn mehr in ihrem Tun sehen und entweder davonlaufen oder nur noch einen Dienst nach Vorschrift absolvieren. Doch nicht nur hauptamtliche Seelsorger und Seelsorgerinnen sind in dieser Gefahr. Sie kann auch viele Christen betreffen, „die über ärgerliche Vorgänge oder über manches Versagen in der Kirche erbost sind, von der Kirche genug haben ..., eine religiöse Leere empfinden und deshalb ihr Leben in der Kirche und mit der Kirche immer mehr und schließlich ganz aufgeben...“ (Walter Kasper).



Gründe gibt es viele, warum jemand Überdruß empfindet und die Freude am Glauben verliert. Manche Menschen haben von Natur aus ein eher melancholisches Temperament; da bricht ab und zu einmal der „Weltschmerz“ durch. Andere leiden aber auch an sehr ernst zu nehmenden Erkrankungen, die ärztlicher Behandlung bedürfen. Da gilt es genau hinzuschauen. Demgegenüber ist mit der „acedia“, von der in der geistlichen Tradition die Rede ist, vor allem die Versuchung gemeint, sich von negativen Stimmungen und Entwicklungen so herunterziehen zu lassen, dass das Herz eng wird. „Auf die Dauer der Zeit“ – so heißt es schon bei Marc Aurel – „nimmt die Seele die Farbe der Gedanken an.“ Die eigene Stimmung rückt ins Zentrum des Interesses. „Dann entsteht eine fragwürdige Gestalt von Wehleidigkeit“ (Karl Lehmann), die die

Offenheit für andere Menschen verliert und die auch Gott nichts mehr zutraut. In einer solchen Verfassung kann man niemanden mehr zur Freude anstecken.

Umkehr zur Freude

Deshalb sind die gesamte Predigt der alttestamentlichen Propheten und vor allem auch die Botschaft des Evangeliums mit dem Ruf zur Umkehr verbunden. Dabei geht es nicht um schwere Bußübungen und Kasteiungen. Vielmehr meint *Metanoia* eine grundsätzliche Kurskorrektur, die entschiedene Abwehr all dessen, was uns um uns selbst und unsere Stimmungen kreisen lässt. Letztlich geht es um eine Umkehr zur Freude, zu der das Evangelium „mit Nachdruck“ einlädt (vgl. Papst Franziskus, EG 5).

Diese Freude ist mehr als Spaßhaben oder, wie es manchmal heißt: „Gut drauf sein“. Die Freude des Evangeliums blendet die dunklen Seiten der Wirklichkeit nicht aus. Sie „kann das Schwere und die Schwermut der Welt ertragen und überwinden, weil sie mit der Hoffnung verschwistert ist. Hoffnung ist keine billige Vertröstung, kein Wartesaal, bis endlich die Tür aufgeht; sie ist Vorfreude. In ihr scheint die eschatologische Freude schon jetzt in diese Welt hinein und verwandelt sie“ (Walter Kasper). Mit Jesus Christus ist die Zeit der Freude angebrochen. Er hat uns zugesagt, dass sich unsere Angst, unsere Schwermut und unser Kummer in Freude verwandeln werden, dass unser Herz sich freuen wird, und dass niemand uns diese Freude mehr nehmen kann (vgl. Joh 16, 20.24).

Doch wie kommen wir zur Erfahrung einer solchen Freude? Ich glaube, dass es dazu vor allem die persönlich gelebte und immer wieder erneuerte Freundschaft mit Jesus Christus braucht. Es braucht Zeiten, in denen wir uns in sein Wort vertiefen und uns davon ansprechen lassen. Es braucht das Gespräch mit ihm im Gebet. Es braucht die Begegnung mit ihm in der Eucharistie und die Begegnung mit ihm im Angesicht unserer Schwestern und Brüder. Es braucht in all dem die Bereitschaft, ihm zu erlauben, „uns über uns selbst hinaus zu führen, damit wir zu unserem eigentlicheren Sein gelangen“ (vgl. Papst Franziskus, EG 8). Er kann uns in der Tiefe unseres Herzens anrühren und das verwandeln, was eng und hart geworden ist. Er schenkt uns eine Freude, in der wir uns selbst und die Menschen, die uns begegnen, zutiefst bejahen können.

„Helfer der Freude“ sein (2 Kor 1, 24)

Eine solche grundsätzliche Zustimmung zur Welt als Gottes guter Schöpfung ist das, was die Menschen unserer Zeit und unseres Landes so dringend brauchen. Die rasanten Veränderungen in unserer globalisierten Welt bringen nicht nur Fortschritt, sondern bergen unabsehbare Risiken. Angst vor der Zukunft prägt das Lebensgefühl vieler Menschen in unserer Gesellschaft. Davon sind auch unsere Gemeinden betroffen. Als Christen leugnen wir keineswegs die höchst bedenklichen aktuellen politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen. Wir schauen auch realistisch auf unsere kirchliche Situation. Doch wir dürfen uns von all dem nicht lähmen lassen. Trotz allem, was uns selbst beschwert, ist es gerade Ihre und Eure Berufung, liebe Mitbrüder, anstatt „Hiobsbotschaften zu verkünden, Trauermärsche zu spielen und Klagelieder anzustimmen“, „Helfer der Freude“ zu sein (vgl. 2 Kor 1,24). „Wir haben die Botschaft von der Auferstehung, von der Freude und von der Hoffnung zu verkünden“ (Walter Kasper).

Dabei gilt es, die Ängste der Menschen ernst zu nehmen, darin aber auch ihre Sehnsucht und ihre Hoffnung herauszuhören. Denn jeder Mensch ist letztlich für die Freude geboren und sucht danach, sie zu finden. Den Menschen dabei zu helfen, ist eine wesentliche Aufgabe für Seelsorger und Seelsorgerinnen. Die alltäglichen Erfahrungen von Glück und Freude können dabei ein Anknüpfungspunkt sein; sie können den Geschmack an einer Freude wecken, die nicht mehr verfliegt. Sie können das Herz für einen weiteren Horizont öffnen. Dieser positive Ansatz scheint mir hilfreicher zu sein als anklagende Moralpredigten, die sich an den Schwächen und Fehlern der Menschen abarbeiten. Kirche ist ja weniger eine elitäre Besserungsanstalt als ein populärer Ort der Gnade und des Heils. Unser Auftrag ist es nicht, verbiestert darüber zu wachen, dass auch alle den Normen gerecht werden oder draußen zu bleiben haben. Glaube – so zeigt die Erfahrung – wird vielmehr vor allem durch Anziehung geweckt, durch Menschen, die in Gott verankert sind, die Freude und Zuversicht ausstrahlen und ihren Schwestern und Brüdern von Herzen zugetan sind. Wer im Online-Kondolenzbuch des verstorbenen Kardinals Karl Lehmann blättert, wird sehen, dass es vor allem dies ist, was die Menschen anspricht und tief berührt, Christen wie Nichtchristen.

Liebe Mitbrüder, von ganzem Herzen danke ich Euch bzw. Ihnen allen für den Eifer und die Beharrlichkeit im Dienst unseres Bistums. Ich hoffe, dass wir auch weiterhin zusammenhalten und nicht ohne Trost und Zuversicht unseren Weg gehen. Lassen wir uns von der kirchlichen und gesellschaftlichen Situation nicht negativ beeinflussen! Geben wir der Schwerkraft der Angst und des Pessimismus nicht nach! Werden wir nicht irre an unserem Gott, sondern halten wir an ihm fest. Er hat uns gesandt, ein „Licht für die Völker“ zu sein, damit sein „Heil bis ans Ende der Erde reicht“ (vgl. Jes 49,6). Unsere Aufgabe ist es deshalb, der Menschenfreundlichkeit Gottes ein Gesicht zu geben, indem wir die Spur der Freude und der Hoffnung aufzeigen. Trauen wir dieser Freude und dieser Hoffnung! Sie sind unser aller Leben und unser aller Zukunft.

Religion – Opium des Volkes?

Gastbeitrag für die Mitteldeutsche Zeitung vom 7. April 2018

*„Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur,
das Gemüt einer herzlosen Welt,
wie sie der Geist geistloser Zustände ist.
Sie ist das Opium des Volkes.“ (Karl Marx)*

Anders als im Staatsbürgerkundeunterricht meiner Schulzeit lese ich diese Äußerung von Karl Marx heute etwas gelassener und differenzierter. Nein, nur ein plumper Betrug ist die Religion für ihn nicht. Derart verächtlich gemacht hat sie erst Wladimir Iljitsch Lenin mit seiner Formulierung „Opium für das Volk“. Damit verbindet sich ja die Vorstellung, Religion sei ein raffiniertes Instrument der herrschenden Klasse, um die Untertanen gefügig zu halten. Marx hingegen sieht noch, dass Religion in einer ungerechten und unbarmherzigen Welt durchaus Halt verleihen kann, kritisiert aber, dass sie Menschen nicht dazu bringt, sich selbst aus solchen Missständen zu befreien. Damit hatte er nicht ganz Unrecht. Tatsächlich wurde Religion zu seiner Zeit – und wird sie von manchen gelegentlich auch heute noch – vor allem als Vertröstung auf ein Jenseits verstanden.

Wenn aber – so die marxistisch-leninistische Illusion – die Ursachen für Not und Elend beseitigt wären, hätte die Religion keine Aufgabe und keinen Nährboden mehr. Dazu müsse nur die Arbeiterklasse an die

Macht kommen. Bei einer neuen Gesellschaftsordnung und einer – sogenannten – wissenschaftlichen Weltanschauung würde Religion von allein aussterben. Niemand bräuchte sie dann mehr.

Da sich das im real existierenden Sozialismus und Kommunismus jedoch komplizierter gestaltete als gedacht, half man brutal nach: durch Agitation und Propaganda, Erziehungs- und Strafmaßnahmen, Diskriminierung und Liquidierung. Aus der theoretischen Religionskritik wurde ein unerbittlicher Kampf gegen alle, die nicht dem dialektischen und historischen Materialismus huldigten.

Dass aus einer solchen „Zwangsbeglückung“ souveräne wie auch der Partei ergebene Persönlichkeiten erwachsen würden, glaubt inzwischen wohl niemand mehr. Letztendlich ist das Vorhaben, ein kommunistisches „Paradies auf Erden“ errichten zu wollen, auch daran gescheitert, dass man den Menschen in seiner Unberechenbarkeit nicht wirklich ernstgenommen, sondern maßlos über- oder unterschätzt hat. Veränderte Verhältnisse allein machen aus ihm noch nicht unbedingt ein besseres Wesen.

Nach wie vor gibt es – wovon Marx ausging – eine „bedrängte Kreatur“, eine „herzlose Welt“ und „geistlose Zustände“, nur auf einer höheren Entwicklungsstufe. Manche der Betroffenen werden damit allein fertig, finden trotzdem Halt im Leben und gestalten es würdevoll. Andere verzweifeln oder versuchen, den äußeren Druck und die innere Leere zu betäuben, jetzt aber mit allerlei weltlichen Drogen. Wer heutzutage jedoch mit Religionen in Kontakt kommt, wird feststellen, dass kaum eine von ihnen einschläfernd ist. Im Gegenteil! Aufgrund mancher sich missbräuchlich auf sie berufender Fanatiker gelten einige sogar als gefährliche Brandstifter. Allgemein aber steckt in fast allen Religionen eine kritische wie konstruktive Motivations- und Gestaltungskraft, kann Glaube ein wirkliches Lebenselixier sein. Wie oft haben zum Beispiel Christen schon Widerstand geleistet, wenn die Menschenwürde in Gefahr war, sich um Versöhnung und Frieden bemüht oder für eine Verbesserung der sozialen Verhältnisse eingesetzt. Und auch künftig braucht es nicht nur Mut und Elan, sondern ebenso Ideale, um die Welt nicht gleichgültig oder resigniert sich selbst zu überlassen, sondern mit dazu beizutragen, dass sie gerechter, barmherziger und liebevoller wird.

Wenn den Kirchen gerade in jüngster Zeit zunehmend vorgehalten wird, sie würden sich zu stark in die Politik einmischen und damit ihre eigentliche Aufgabe – die Seelsorge an den Einzelnen – vernachlässigen, scheint das eher dem Religionsverständnis zu entsprechen, das Marx damals kritisieren zu müssen meinte. Nein, für wache Christen und eine dem Evangelium verpflichtete Kirche gehören sowohl Glaube und Vernunft als auch zeitliches und ewiges Leben zusammen. Schließlich trägt jemand, der auf eine Zukunft hoffen darf, zugleich Verantwortung für die Gegenwart. Christlicher Glaube ist keine „weltlose Innerlichkeit“. Von daher dürfte die Marx'sche Religionskritik schon lange ins Leere laufen.

Ein Zwischenruf zum Verständnis

einer „Pastoralen Handreichung“:

Konfessionsverbindende Ehen und gemeinsame

Teilnahme an der Eucharistie

erschienen in Christ und Welt am 25. April 2018

Nachdem sieben deutsche Bischöfe sich nach der Verabschiedung einer Handreichung über die Möglichkeit einer vollen Teilnahme evangelischer Christen in einer konfessionsverbindenden Ehe an der katholischen Eucharistiefeyer durch die Deutsche Bischofskonferenz an Rom mit der Bitte um Klärung gewandt haben, wird öffentlich über manches spekuliert: Hat die Deutsche Bischofskonferenz ihre Kompetenz überschritten? Muss das nicht auf weltkirchlicher Ebene entschieden werden? Reichte dazu, dass wesentlich mehr Bischöfe zugestimmt haben, als dies nach den Statuten erforderlich ist, oder hätte Einstimmigkeit erreicht werden müssen? Handelt es sich – wovon die Orientierungshilfe ausgeht – um eine pastorale Lösung oder vergreift man sich damit an der Lehre der katholischen Kirche? Sind die meisten deutschen Bischöfe theologisch unbedarft oder die anderen in manchem theologisch zurückgeblieben? War alles nicht sehr gut vorbereitet? Ist der Versuch, auf diese Weise Rom einzubeziehen, tatsächlich ein ganz normaler Vorgang oder eher eine ungewöhnliche Intrige? Welche Motive bewegen deren Betreiber? Versteht man die katholische Kirche als ein geschlossenes Lehr- und Rechtssystem, das keinerlei pastorale Ausnahmen duldet, oder ist es nicht in manchen Einzelfällen um des Seelenheils willen sogar geboten, gelegentlich davon abzuweichen? Eine öffentliche Auseinandersetzung

ist entbrannt, obwohl die betreffende Handreichung noch gar nicht erschienen und bekannt ist. Angesichts solcher Fragen und damit verbundener Meinungen erlaube ich mir als jemand, der wesentlich an dem Text mitgearbeitet hat, auf folgendes zu verweisen:

Grundlagen

Unsere Handreichung bewegt sich im Rahmen der gegenwärtigen theologischen und kirchenrechtlichen Möglichkeiten und geht zunächst vom Ökumenismusdekret des II. Vatikanischen Konzils „Unitatis redintegratio“ (1964) und vom Kodex des Kanonischen Rechts (1983) aus. Wie man sich in der Frage einer Eucharistiegemeinschaft mit Christen anderer Kirchen – so heißt es im ersten Dokument (UR 8) – „konkret zu verhalten hat, soll unter Berücksichtigung aller Umstände der Zeit, des Ortes und der Personen die örtliche bischöfliche Autorität in klugem Ermessen entscheiden, soweit nicht etwas anderes von der Bischofskonferenz nach Maßgabe ihrer eigenen Statuten oder vom Hl. Stuhl bestimmt ist“. Dabei seien „zwei Prinzipien maßgebend: die Bezeugung der Einheit verbietet in den meisten Fällen die Gottesdienstgemeinschaft (*communicatio in sacris*), die Sorge um die Gnade empfiehlt sie indessen in manchen Fällen“. Und in can. 844 § 4 CIC ist ausgeführt: „Wenn Todesgefahr besteht oder wenn nach dem Urteil des Diözesanbischofs bzw. der Bischofskonferenz eine andere schwere Notlage (*gravis necessitas*) dazu drängt, spenden katholische Spender diese Sakramente (gemeint sind Buße, Eucharistie und Krankensalbung) erlaubt auch den ... nicht in der vollen Gemeinschaft mit der katholischen Kirche stehenden Christen, die einen Spender der eigenen Gemeinschaft nicht aufsuchen können und von sich aus darum bitten, sofern sie bzgl. dieser Sakramente den katholischen Glauben bekunden und in rechter Weise disponiert sind.“ Ähnlich äußern sich auch spätere Dokumente (wie das Ökumenische Direktorium und der Katechismus der katholischen Kirche von 1993 sowie die zwei Enzykliken von Papst Johannes Paul II. „*Ut unum sint*“ von 1995 und „*Ecclesia de Eucharistia*“ von 2003), wobei aber unter den Bedingungen die Erreichbarkeit eines Spenders der eigenen Gemeinschaft nicht mehr als eigenes Kriterium genannt wird. Bei konfessionsverbindenden Paaren, die gemeinsam eine Eucharistie mitfeiern, ist dies ohnehin nicht entscheidend. Außerdem wird auch die Sorge um solche Paare, die ja nicht nur durch die Taufe, sondern auch noch durch das Sakrament der Ehe verbunden sind, zum Ausdruck gebracht und die Möglich-

keit einer gemeinsamen Teilnahme an der Eucharistie im Ausnahmefall in den Blick gerückt. Und schließlich spricht Papst Johannes Paul II. in „Ecclesia de Eucharistia“ (45) selbst davon, dass einzelnen Personen, die nicht in der vollen Gemeinschaft mit der katholischen Kirche stehen, bei einem „schwerwiegenden geistlichen Bedürfnis“ (*gravis spiritualis necessitas*), nämlich die Kommunion zu empfangen, entgegenzukommen ist. Man könnte eine solche Situation auch als eine „schwere geistliche Notlage“ bezeichnen.

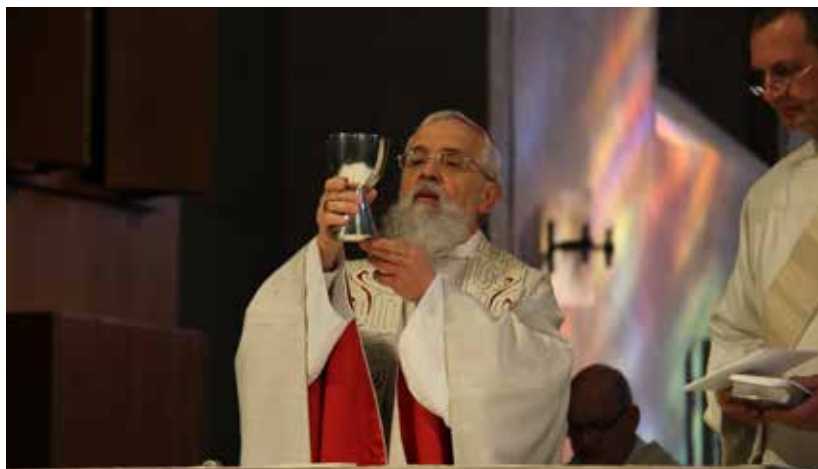
Auf diesem Hintergrund kann also eine Bischofskonferenz oder sogar ein einzelner Bischof verantwortlich darüber urteilen, was in diesem Zusammenhang außer Todesgefahr eine „andere schwere Notlage“ ist, und welche Wege und Bedingungen für möglich gehalten werden, um im Einzelfall eine volle Mitfeier der Eucharistie zu eröffnen. Nichts anderes ist nun endlich geschehen. Da nicht überall auf der Welt die Bevölkerung konfessionell so gemischt ist wie in Deutschland und auch nur in wenigen Gegenden auf der Erde sich ein solches Gespür für die Herausforderungen der davon betroffenen Ehen entwickelt hat wie bei uns, erscheint es durchaus als sinnvoll und erlaubt, ja sogar als dringlich, nicht erst auf eine gesamtkirchliche Entscheidung zu warten, sondern die Initiative zu ergreifen, eine verantwortungsbewusste und angemessene Lösung vor Ort zu finden.

Verfahren

Nachdem in der französischen Diözese Straßburg bereits seit 1972 für konfessionsverbindende Paare Möglichkeiten aufgezeigt wurden, gemeinsam die Kommunion zu empfangen, versuchten verschiedene Bischofskonferenzen dann vor ca. 20 Jahren, *can. 844 § 4 CIC* anzuwenden: so z.B. 1998 die von England und Wales, Irland und Schottland, 1999 die von Kanada und 2000 die von Südafrika. Die kanadische Bischofskonferenz musste ihre Empfehlung zur Inkraftsetzung durch einzelne Bistümer auf Intervention der Glaubenskongregation 2003 zwar wieder zurückziehen, einzelne Bistümer setzten die Empfehlung aber dennoch um (Calgary 2003 und Saskatoon 2007). Dabei ging es um kasuistische Regelungen: Zu bestimmten Anlässen wie der eigenen Trauung oder der Erstkommunion der eigenen Kinder sah man den Kommunionempfang des evangelischen bzw. anglikanischen Ehepartners für erlaubt an, ansonsten aber nicht. Eine solche Möglichkeit hielten

die deutschen Bischöfe jedoch bereits vor über 15 Jahren, als sie sich schon einmal intensiv mit dieser Problematik auseinandersetzten, nicht für überzeugend und vermittelbar. Klar war für sie auch, dass nicht jede konfessionsverschiedene Ehe generell als „schwere Notlage“ angesehen werden kann. Zudem verwies Kardinal Joachim Meisner damals darauf, dass Rom in allernächster Zeit noch genauer definieren würde, was unter „gravis necessitas“ zu verstehen sei. Eine solche Definition aber kam bis heute nicht. Damit war jedoch das Bemühen um eine hilfreiche Lösung in der Frage des Kommunionempfangs für konfessionsverbindende Ehepartner erst einmal wieder ausgebremst.

Anregungen, darüber neu nachzudenken, brachten manche Äußerungen von Papst Johannes Paul II., die Bischofssynoden von 2014 und 2015 sowie das Nachsynodale Apostolische Schreiben „Amoris laetitia“ und die wiederholten Ermunterungen von Papst Franziskus, die Gewissen zu bilden und wichtige Entscheidungen im Gespräch mit Christus zu treffen. Hinzu kam, dass bei den ökumenischen Versöhnungsgottesdiens-



ten anlässlich des 500. Reformationsgedenkens in Lund und Hildesheim gerade die Kommunionfrage in konfessionsverbindenden Ehen als ein brennendes Problem angesprochen wurde. Aufgrund all dessen hat die Ökumenekommission einen Textentwurf mit einer Lösungsmöglichkeit erarbeitet, der der Vollversammlung der deutschen Bischöfe im Frühjahr 2017 vorlag. Nach einer ernsthaften und ausführlichen Diskussion wurde die Ökumenekommission beauftragt, unter Einbeziehung der Glaubenskommission daran weiterzuarbeiten. Um dem in gebührender

Weise gerecht zu werden und noch andere Theologen mitdenken zu lassen, war es dann erst bei der Vollversammlung im Frühjahr 2018 wieder möglich, eine entsprechende Überarbeitung mit der Hoffnung auf Verabschiedung einzubringen. Wieder kam es zu einer langen und engagierten Diskussion, bei der die Kritiker jedoch nichts Neues vorbrachten. Dabei hatte man den Eindruck, dass nicht die mühevoll Suche nach einer verantwortbaren seelsorglichen Lösung für Einzelne ihr Interesse bestimmte, sondern die grundsätzliche Befürchtung, damit nicht mehr wahrhaft katholisch zu sein, und das Bestreben, darum auch jede nur geringfügige Veränderung abwehren zu müssen. Manche scheinen immer noch einem vorkonziliaren Kirchenbild verhaftet zu sein und die katholischen Prinzipien des Ökumenismus wenig verinnerlicht zu haben. Vielleicht berührt sie – biographisch oder regional bedingt – die besondere Herausforderung konfessionsverschiedener Ehen auch nicht wirklich existentiell. Zum Schluss stimmten erfreulicherweise mehr als drei Viertel der anwesenden Bischöfe der vorliegenden Version grundsätzlich zu. Um noch kleinere Modifikationen einbringen zu können, wurde eine Frist bis zum 15. März vereinbart. Dann sollten – so die Absprache – der Vorsitzende der Bischofskonferenz sowie die Vorsitzenden der Ökumene- und der Glaubenskommission den Text endgültig feststellen. Ihn vor einer Veröffentlichung nach Rom zu schicken, meinten zwar einige, wurde aber von der Mehrheit nicht als notwendig erachtet.

Angesichts des enormen Vorlaufs von zwanzig Jahren sowie der vielfältigen und intensiven Auseinandersetzungen mit dem Entwurf in der jüngsten Zeit kann von einer Blitz- oder Überrumpelungsaktion und mangelhafter Vorbereitung nicht die Rede sein.

Gattung

Bei dem erarbeiteten Dokument handelt es sich um eine „Pastorale Handreichung“ bzw. Orientierungshilfe und um keinen Lehrtext. Wie auch kompetente Kirchenrechtler bescheinigt haben, ist darin „eine Inanspruchnahme eigener Lehrautorität durch die Deutsche Bischofskonferenz ... weder erkennbar noch vonnöten“. Man bleibe – so heißt es auch – sogar unterhalb des rechtlich Möglichen. Darum reiche zur Verabschiedung auch eine Zwei-Drittel-Mehrheit, während bei einer eventuellen Abweichung von der bisherigen Lehre Einstimmigkeit und Rückbindung an Rom erforderlich wären. Mit dem Text wird keine generelle

Zulassung oder offene Einladung zum Kommunionempfang ausgesprochen; er enthält auch keine Äußerung zur sogenannten Interkommunion oder über das evangelische Abendmahlsverständnis. Geboten wird vielmehr eine Hilfestellung vor allem für Seelsorger, konfessionsverbindende Eheleute in ihrer konkreten Situation bei der persönlichen Gewissensentscheidung zu begleiten, nicht aber, ihnen diese abzunehmen. Dazu gehört auch eine tiefgründige Katechese über den eucharistischen Glauben der katholischen Kirche, die viele Katholiken selbst zum Nachdenken darüber bringen könnte, ja müsste, was sie da eigentlich immer wieder feiern und empfangen, ohne sich dessen oftmals tatsächlich bewusst zu sein. Was von den einzelnen evangelischen Christen bei einem möglichen Kommunionempfang im Ausnahmefall als Voraussetzung erwartet wird – eine Bejahung des katholischen Eucharistieglaubens – ist inzwischen bei manchen Katholiken gar nicht mehr selbstverständlich anzunehmen. Wer eine Banalisierung des „Allerheiligsten“ befürchtet oder verhindern möchte, sollte zunächst einmal selbstkritisch in die eigenen Reihen schauen.

Kürzlich wurde ich in einem Interview gefragt: „Sie haben als Ökumenie-Bischof im Zuge des Reformationsgedenkens einen neuen Schwung im Miteinander der Kirchen konstatiert. Und doch geht es nur sehr mühsam voran, etwa im Blick auf die Zulassung konfessionsverbindender Paare zur Kommunion durch die deutschen Bischöfe. Warum vertrauen die Bischöfe nicht stärker auf den in allem größeren Gott?“ Und meine Antwort lautete: „Wer hierbei einfache Lösungen propagiert, ignoriert, dass auch die zwischenkirchliche Wirklichkeit komplex und kompliziert ist. Stärker auf Gott zu vertrauen, ist sicher erstrebenswert und förderlich, versöhnt aber noch nicht unbedingt sofort sehr unterschiedliche Auffassungen. Vieles braucht leider seine Zeit und ist auf Herz und Verstand angewiesen.“ Wie wahr das ist, hat sich in den letzten Tagen wieder einmal deutlich gezeigt. Manchmal aber ist das Maß voll und die Zeit reif, darf man eine Lösung nicht noch weiter hinauszögern, muss – selbst wenn einige immer noch im Widerspruch verharren – eine gut begründete Entscheidung fallen. Dies ist jetzt geschehen. Eine einfache Lösung bietet die erarbeitete Handreichung nicht, aber eine, die im Einklang mit der Lehre der katholischen Kirche steht und Menschen helfen kann, die Freude am Glauben und an der Feier der Eucharistie zu vertiefen, die ökumenischen Beziehungen zu fördern und das Band der Ehe zu stärken. Eine solche Chance zu vertun, wäre makaber und beschämend.

„Ökumenisch Mahl feiern – wann endlich?“

Katholischer Impuls zum Podium beim
101. Katholikentag in Münster am 12. Mai 2018

Begriffsklärung

Worüber sprechen wir eigentlich? Immer wieder taucht im Zusammenhang mit dem Thema dieses Podiums der etwas vage und unbestimmte Begriff „Interkommunion“ auf. Darunter kann man vieles verstehen. Eine Möglichkeit wäre die volle Abendmahlsgemeinschaft als Ausdruck voller Kirchengemeinschaft, eine andere die Mitwirkung bei der Zelebration durch den Austausch von Amtsträgern (Interzelebration) oder deren gemeinsames Agieren (Konzelebration). Meistens wird „Interkommunion“ jedoch in der Bedeutung von Zulassung gebracht. Begrenzt können einzelne Gläubige anderer Kirchen aus besonderen Gründen oder allgemein alle Getauften und Abendmahlsberechtigten die Kommunion empfangen. Entweder ist dies gegenseitig aufgrund einer Vereinbarung zwischen zwei bzw. auch mehreren Kirchen oder nur einseitig, indem die Kommunion anderen gewährt, den eigenen Gläubigen aber außerhalb ihrer Kirche nicht freigestellt wird. Im Sinn von Zulassung ist auch die Rede von „eucharistischer Gastfreundschaft“ und „offener Kommunion“ zu verstehen. Ziel aller ökumenischen Bemühungen ist aber nicht die Interkommunion von Gläubigen getrennter Kirchen, sondern die Kommunion im Rahmen voller Kirchengemeinschaft.

Die Einheit von Eucharistie- und Kirchengemeinschaft

Bis in die heutige Zeit hat der alte und wichtige Grundsatz gegolten: Kirchen- und Abendmahlsgemeinschaft gehören zusammen. So schreibt z.B. Justinus von Rom im 2. Jahrhundert (Apol. 66): „An der Eucharistie darf nur teilnehmen, wer an die Wahrheit unserer Lehre glaubt, wer gewaschen ist in dem Bad der Sündenvergebung und Wiedergeburt und wer nach der Weisung Christi lebt. Denn nicht wie gewöhnliches Brot und gewöhnlichen Trank empfangen wir diese Gaben.“ Jene Christen, die sich durch schwere Schuld aus der kirchlichen Gemeinschaft entfernt hatten, mussten sich zuerst wieder mit der Gemeinde versöhnen.

Als das Katechumenat und die Kirchenbuße ausgebildet wurden, hat man die Katechumenen und die Büsser gemäß dieser Bedingung nach dem Wortgottesdienst entlassen. Ein weiterer Grund für die Abgrenzung war die Trennung von der überlieferten Lehre (Häresie) und vom zuständigen Bischof (Schisma). Nach wie vor ist die katholische Kirche – wie die orthodoxen und orientalisch-orthodoxen Kirchen – davon überzeugt: „Volle Eucharistiegemeinschaft ist nur möglich bei voller Kirchengemeinschaft, denn die Einheit der Kirche und die Communio von Leib und Blut Christi bedingen und tragen sich gegenseitig. Zwar“ gebe es – wie die Würzburger Synode 1976 schreibt (Beschluss: Gottesdienst 5.4.) und heute noch gilt – „viele und bedeutende Elemente oder Güter, aus denen insgesamt die Kirche erbaut wird und ihr Leben gewinnt, die auch außerhalb der sichtbaren Grenzen der katholischen Kirche existieren können' ..., aber trotz des gemeinsamen Glaubens an Jesus Christus und trotz der einen Taufe bestehen, besonders bezüglich des Wesens der Kirche und ihrer Vollmacht, auch zum Teil bezüglich der Eucharistie selbst, noch trennende Unterschiede zwischen den Konfessionen, die



eine Eucharistiegemeinschaft nicht gestatten. Es würde der Eindruck einer Einheit entstehen, die in grundlegenden Fragen des Glaubens und der kirchlichen Gemeinschaft so noch nicht besteht."

Das Verständnis der Eucharistie

Was wird unter der Eucharistie bzw. dem Abendmahl verstanden? Darüber gibt es sehr unterschiedliche Auffassungen, die in Folge der Kirchenspaltungen des 16. Jahrhunderts – auch innerhalb des Protestantismus – wesentlich mit zur Aufhebung der Gemeinschaft am Tisch des Herrn geführt haben. Das betrifft z.B. die Wirklichkeit und Weise der Gegenwart Christi im Abendmahl, damit verbundene Opfervorstellungen und den liturgischen Vollzug. Im 20. Jahrhundert war das Gespräch darüber zunächst eine innerevangelische Angelegenheit, dann auch eine mit und zwischen den anderen Kirchen. Inzwischen gibt es erfreulicherweise schon wichtige Annäherungen und bedeutsame Übereinstimmungen, aber auch noch manche Unterschiede und Probleme.

Bedeutung und Stellenwert der Eucharistie

Theoretisch und praktisch sind die Bedeutung und der Stellenwert der Eucharistie bzw. des Abendmahls konfessionell sehr verschieden. Für die katholische Kirche ist die Eucharistie Quelle und Höhepunkt des christlichen und kirchlichen Lebens (vgl. LG 11 und SC 10). Daraus lebt sie, das macht ihr Wesen aus, in ihr erfährt sie sich als Volk Gottes, Leib Christi und Tempel des Heiligen Geistes. Das kommt auch in der „eucharistischen Ekklesiologie“ zum Ausdruck, einer zunächst orthodoxen Auffassung, die für sie in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung gewonnen hat: Überall, wo Eucharistie gefeiert wird, ist die Kirche ganz da, aber – so der katholische Akzent – es ist nicht die ganze Kirche.

Darum versteht sich jede Eucharistie auch in Gemeinschaft mit den anderen Ortskirchen auf dem Erdenrund. Weil die Eucharistie für so grundlegend angesehen wird, besteht auch das Gebot, sie an Sonn- und Festtagen mitzufeiern. Insgesamt wird sie weltweit von vielen sogar täglich gefeiert. Dabei hat es freilich hinsichtlich der Kommunionhäufigkeit im Laufe der Jahrhunderte schon gravierende Veränderungen gegeben. Als 1215 das Gebot erlassen wurde, wenigstens einmal im Jahr zu kommunizieren, gingen viele anscheinend gar nicht mehr zur Kommunion. Im Mittelalter verlagerte sich die Frömmigkeit – wie die Entstehung des Fronleichnamfestes zeigt – mehr auf das Anschauen als auf den Empfang. Noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gingen viele nur dann zur Kommunion, wenn sie unmittelbar vorher gebeichtet hatten;

und das war in der Regel nur einige Male im Jahr. Erst seit der Einführung der Frühkommunion durch Papst Pius X., die liturgische Bewegung und die Liturgiereform infolge des II. Vatikanischen Konzils nahm der Kommunionempfang wieder zu. Heutzutage ist es fast eine Ausnahme, wenn jemand an dieser Stelle des Gottesdienstes sich nicht erhebt und nach vorn geht. Dadurch erhöht sich natürlich auch ein gewisser Druck, und manche – so wage ich einmal zu behaupten – kommunizieren dann, ohne sich so richtig dessen bewusst zu sein, was sie da tun. Es gehört einfach dazu.

Noch beeindruckender als in der katholischen Kirche erscheint in den orthodoxen und orientalischem-orthodoxen Kirchen die Feier der „Göttlichen Liturgie“ als das Mysterium schlechthin, um das sich alles dreht. An Sonn- und Feiertagen versammelt man sich dazu um die dritte Stunde, an den höchsten Festen auch in der Nacht. Jeden Tag Eucharistie zu feiern, ist nicht unbedingt verbreitet, in der Fastenzeit wird an manchen Tagen sogar bewusst darauf verzichtet. Üblicherweise kommunizieren viele nur selten, weil dazu eine intensive Vorbereitung gehört: möglichst schon eine Teilnahme am Abendgottesdienst des vorherigen Tages, Fasten, Gebete und in einigen orthodoxen Kirchen wie der russischen jedes Mal vorher die Beichte. Orthodoxe Christen sehen sich darum auch kaum ausgeschlossen, wenn sie nicht die Kommunion empfangen.

In den evangelischen Kirchen hingegen wurde in der Vergangenheit nur äußerst selten das Abendmahl gefeiert, und auch heute gibt es wohl nur wenige Gemeinden, in denen es an Sonn- und Feiertagen selbstverständlich zum Gottesdienst dazugehört. Andererseits wird manchmal auch schon angefragt, ob man denn getauft sein müsse, um das Abendmahl zu empfangen.

Katholische Ausnahmeregelungen

Wie man sich in der Frage einer Eucharistiegemeinschaft mit Christen anderer Kirchen – so heißt es im Ökumenismusdekret des II. Vatikanischen Konzils (UR 8) von 1964 – „konkret zu verhalten hat, soll unter Berücksichtigung aller Umstände der Zeit, des Ortes und der Personen die örtliche bischöfliche Autorität in klugem Ermessen entscheiden, soweit nicht etwas anderes von der Bischofskonferenz nach Maßgabe ihrer eigenen Statuten oder vom Hl. Stuhl bestimmt ist“. Dabei sei-

102

en „zwei Prinzipien maßgebend: die Bezeugung der Einheit verbietet in den meisten Fällen die Gottesdienstgemeinschaft (communicatio in sacris), die Sorge um die Gnade empfiehlt sie indessen in manchen Fällen“. Damit ist deutlich zum Ausdruck gebracht, dass es durchaus auch einzelne Ausnahmen geben kann. Etwas konkreter heißt es dazu in can. 844 § 3 des katholischen Kirchenrechts von 1983: „Katholische Spender spenden erlaubt die Sakramente der Buße, der Eucharistie und der Krankensalbung Angehörigen orientalischer Kirchen, die nicht die volle Gemeinschaft mit der katholischen Kirche haben, wenn diese von sich aus darum bitten und in rechter Weise disponiert sind.“ Diese Sakramente bei den Orthodoxen zu empfangen, sieht man unter beson-



deren Umständen umgekehrt auch für Katholiken als möglich an, weil deren Kirchen – wie es heißt – wahre Sakramente besitzen und in der apostolischen Amtssukzession stehen. Schon bald haben die orthodoxen und orientalisch-orthodoxen Kirchen jedoch signalisiert, dass für sie eine solche Praxis (noch) nicht akzeptabel sei. Das wird katholischerseits auch respektiert und darum solange nicht mehr empfohlen, bis es zu einer gemeinsamen Übereinstimmung in dieser Frage kommt. Hinsichtlich der anderen Christen formuliert das Kirchenrecht in can. 844 § 4: „Wenn Todesgefahr besteht oder wenn nach dem Urteil des Diözesanbischofs bzw. der Bischofskonferenz eine andere schwere Notlage (gravis

necessitas) dazu drängt, spenden katholische Spender diese Sakramente ... erlaubt auch den übrigen nicht in der vollen Gemeinschaft mit der katholischen Kirche stehenden Christen, die einen Spender der eigenen Gemeinschaft nicht aufsuchen können und von sich aus darum bitten, sofern sie bzgl. dieser Sakramente den katholischen Glauben bekunden und in rechter Weise disponiert sind." Wie das zu verstehen ist, kann ich leider hier nicht ausführlich erläutern.

Anders als gegenüber den orthodoxen und orientalisch-orthodoxen Kirchen sieht die katholische Kirche eine Teilnahme von einzelnen ihrer Gläubigen am evangelischen Abendmahl aufgrund des abweichenden Kirchen-, Amts- und Sakramentsverständnisses als noch nicht möglich an. Sehr sensibel formuliert die Würzburger Synode jedoch schon 1976 dazu (Beschluss: Gottesdienst 5.5): „Es kann jedoch nicht ausgeschlossen werden, dass ein katholischer Christ – seinem persönlichen Gewissensspruch folgend – in seiner besonderen Lage Gründe zu erkennen glaubt, die ihm seine Teilnahme am evangelischen Abendmahl innerlich notwendig erscheinen lassen. Dabei sollte er bedenken, dass eine solche Teilnahme dem inneren Zusammenhang von Eucharistie und Kirchengemeinschaft, besonders im Hinblick auf das Amtsverständnis, nicht entspricht. Bei der Entscheidung, vor die er sich gestellt sieht, darf er weder das Beheimatetsein in der eigenen Kirche gefährden, noch darf seine Entscheidung der Verleugnung des eigenen Glaubens und der eigenen Kirche gleichkommen oder anderen eine solche Deutung nahelegen.“

Meine Bitte ist, solche Überlegungen nicht gleich als Anmaßung abzuwerten. Ich weiß, wie drängend, aber auch wie schwierig es ist, in der Abendmahlsfrage voranzukommen und sowohl verantwortbare und tragfähige als auch menschenfreundliche und heilsame Lösungen zu finden. Das kann meiner Meinung nach nur mit Herz und Verstand geschehen. Um das Gespräch darüber anzuregen, möchte ich noch einige Fragen stellen: Worum geht es uns heute? Wie es möglichst bald zu einer vollen Kirchen- und Abendmahlsgemeinschaft kommt oder ob bzw. wie trotz weiter bestehender Trennungen wechselseitig das Abendmahl bzw. die Kommunion empfangen werden könnte?

Soll nicht mehr gelten, dass Kirchen- und Abendmahlsgemeinschaft zusammengehören? Ist der Empfang der Kommunion eine rein private Angelegenheit oder ein kirchliches bzw. gemeindliches Geschehen?

Kann man sich über das Eucharistieverständnis einer Kirche einfach hinwegsetzen und es selbst deuten wie man will? Spielt Theologie dabei überhaupt noch eine Rolle oder darf sich jeder und jede immer von Christus direkt eingeladen sehen? Öffnet eine solche Behauptung nicht der Willkür Tür und Tor?

Wie ist es zu verstehen, dass jemand aus einer Kirche, in der das Abendmahl gar nicht so bedeutsam ist, meint, es beim Gottesdienst einer anderen Kirche empfangen zu müssen, in der dieses Sakrament das „Allerheiligste“ bildet? Können die unterschiedlichen Praktiken und Bedingungen, die sich mit dem Abendmahl in den einzelnen Kirchen verbinden, einfach ignoriert werden?

Darf es keine Regelungen geben, wie mit der Kommunionsspendung gegenüber den eigenen und den anderen Gläubigen umzugehen ist? Geht es hierbei nur um Macht und Diskriminierung oder auch um biblische Einsichten und grundlegende Überzeugungen?

Lassen Sie mich abschließend noch einmal die Würzburger Synode zitieren. „... das Geheimnis der Eucharistie“ – so mahnt sie (Beschluss: Gottesdienst 5.3) – „darf nicht zum Kampf missbraucht werden.“ Gleichzeitig (ebd. 5.4) „bittet die Synode die Bischofskonferenz zu prüfen, ob es nicht auch ‚ausreichende Gründe‘ für die Zulassung evangelischer Christen geben kann ... Solche Gründe könnten sich zum Beispiel aus der Sorge um die Glaubensgemeinschaft der Familie in der konfessionsverschiedenen Ehe ergeben. Dem einzelnen sollten im Gespräch mit den zuständigen Seelsorgern Hilfen für eine verantwortete, persönliche Entscheidung gegeben werden.“ Das ist freilich leider schon 42 Jahre her. Dennoch erweist sich dieses Anliegen angesichts des Widerstandes einiger katholischer Bischöfe gegen eine äußerst sensible pastorale Handreichung über den möglichen Kommunionempfang einzelner evangelischer Christen aus konfessionsverbindenden Ehen aktueller denn je.

Quelle und Höhepunkt

Predigt zu Fronleichnam 2018

Manchen von Ihnen ist Erwin Kräutler vielleicht ein Begriff. Er stammt aus Österreich und war jahrzehntelang Bischof einer weiträumigen Diözese in Brasilien, im Amazonasgebiet. Dort hat er bei der Kirchweihe in einer fernab gelegenen Gemeinde einmal eine große Überraschung erlebt. Als er nämlich feierlich in die neu gebaute Kirche einzog, sah er voller Staunen, dass es darin überhaupt keinen Altar gab. Auf die Frage, wo denn der Altar sei, bekam er von den Gemeindemitgliedern die Antwort, dass bei ihnen ja nur äußerst selten eine Eucharistiefeier möglich sei; etwa zweimal im Jahr käme ein Priester in ihre Gegend. Dafür würde dann auch ein transportabler Holztisch reichen. Ansonsten bliebe die Mitte leer. Diese Erfahrung hat ihn tief beschäftigt. Denn – so schreibt er – „es ist das Zentrum unseres Glaubens, dass sich eine christliche Gemeinde um den Altar versammelt, das Wort Gottes hört und Eucharistie feiert – also die Gegenwart Gottes in Brot und Wein“.

Tatsächlich hat die Kirche von Anfang an dieses Sakrament als die Herzmitte ihres Lebens empfunden, ja sie spricht in Bezug auf das Geheimnis der Eucharistie sogar vom Allerheiligsten. Inzwischen scheint das vielen Katholiken jedoch gar nicht mehr so bedeutsam zu sein; jedenfalls nehmen in Deutschland trotz sogenannter Sonntagspflicht schon lange nur noch etwa 15% regelmäßig daran teil. Andererseits ringen katholische Verantwortungsträger seit einiger Zeit – wie man in den Medien verfolgen kann – wieder intensiv darum, ob und unter welchen Bedingungen auch evangelische Partner aus konfessionsverschiedenen Ehen die Kommunion empfangen dürfen. Und auch beim diesjährigen Katholikentag wurde vielfach deutlich, was Papst Franziskus 2016 beim ökumenischen Gottesdienst in Lund zusammen mit dem Präsidenten des Lutherischen Weltbundes so ausgedrückt hat: „Viele Mitglieder unserer Gemeinschaften sehnen sich danach, die Eucharistie in einem Mahl zu empfangen als konkreten Ausdruck der vollen Einheit“.

Worum geht es aber in dieser Feier? Was macht sie eigentlich so kostbar? Worauf will das Fronleichnamfest in besonderer Weise unseren Blick lenken? Wovon soll unser Herz berührt werden?

Christus lädt ein

Zweifellos ist Christus der eigentliche Gastgeber. Er lädt uns ein und führt uns an seinem Tisch zusammen. Es ist sein Mahl, in dem er sich selbst uns als Speise gibt. Das ist das eigentliche Ziel dieses Sakramentes: Christus in den Gestalten von Brot und Wein in sich aufzunehmen und auf diese intensive Weise mit ihm zu kommunizieren. Wir sollen tatsächlich essen und trinken und so teilhaben an seinem Leib und Blut. Wir empfangen dabei nicht irgendetwas, sondern ihn selbst. Der heilige Kyrill von Jerusalem, ein Kirchenlehrer aus dem vierten Jahrhundert, sagt dazu: „Schau nicht in Brot und Wein die bloßen und natürlichen Elemente an, denn der Herr hat ausdrücklich gesagt, dass sie sein Leib



und sein Blut sind: Der Glaube versichert es dir, auch wenn die Sinne dir anderes eingeben“.

Dass Christus selbst uns einlädt und wirklich gegenwärtig ist, sagt sich manchmal so leicht daher, ist jedoch keine Zauberformel, die Tür und Tor öffnet, oder Ausdruck eines Rechtsanspruchs, den ich mir einkla-

gen kann. Davon überzeugt zu sein, müsste uns alle vielmehr zunächst einmal äußerst nachdenklich machen. Oberflächlich betrachtet oder vernünftig durchdacht, ist das nämlich überhaupt nicht zu verstehen. Schon die Zeitgenossen Jesu empörten und stritten sich über eine solche Zumutung: „Wie kann er uns sein Fleisch zu essen geben? ... Was er sagt, ist unerträglich. Wer kann das anhören.“ Und auch heute stoßen sich viele an seiner Aufforderung, sich so konkret, ja leiblich, auf ihn einzulassen. Letztendlich bleibt es ein tiefes Geheimnis, das sich nicht auflösen und erklären lässt. So sagt auch Thomas von Aquin: „Der Verstand verstummt bekloffen, nur das Herz begreift's allein.“

Darum muss niemand von uns, wenn er zur Kommunion herantritt, die gesamte Eucharistielehre im Kopf haben oder moralisch vollkommen sein; jeder sollte sich aber gut überlegen, worauf er sich da einlässt und was dies eigentlich bedeutet. Das Brot, das wir hier brechen und austeilen, ist schließlich nicht nur irgendeine Oblate für nebenbei oder ein Plätzchen für zwischendurch, sondern vielmehr nach katholischem Verständnis „das lebendige Brot, das vom Himmel kommt, die Speise der Engel, die Arznei der Unsterblichkeit, die Wegzehrung auf unserer Pilgerreise und ein Vorgeschmack der kommenden Herrlichkeit“, ja der Herr selbst.

Kann ich das tatsächlich glauben und ehrlichen Herzens dazu Ja sagen, dass Christus im Brot und Wein selbst gegenwärtig ist, dass in diesem Geheimnis die Liebe Gottes aufleuchtet, die uns und der ganzen Welt geschenkt ist? Habe ich wirklich Sehnsucht nach diesem Jesus Christus und bin ich bereit, mich verbindlich auf ihn einzulassen? Schließlich geht es beim Empfang der Kommunion ja nicht um irgendein äußerliches Statuszeichen oder eine Gegenleistung, die mir zusteht, sondern um ein sehr persönliches Verhältnis der Liebe. Bin ich bereit, Christus auch in meinem Alltag ernst zu nehmen? Wenn ich das nicht will oder kann, sollte ich nicht zum „Mitläufer“ werden, sondern mich eher zurückhalten. Darum legt der Apostel Paulus uns auch ans Herz, dass „jeder sich selbst prüfen und erst dann von dem Brot essen und aus dem Kelch trinken soll“ (vgl. 1 Kor 11, 28).

... im Rahmen der Kirche

Wenn Christus aber – so könnte man weiter fragen – der eigentliche Gastgeber ist, wieso gibt es dann hinsichtlich der Teilnahme an der

Kommunion gewisse kirchliche Regeln? Nun, nach katholischem Verständnis fällt seine Einladung nicht direkt vom Himmel, sondern wird durch diejenigen vermittelt, die er in die Welt gesandt hat. Schließlich ist er Mensch geworden und hat eine Bewegung – die Kirche – in Gang gesetzt, ohne die es heute nach zweitausend Jahren keine gläubigen Christen mehr gäbe. Ohne sie würde sein Auftrag „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ schon längst vergessen worden sein.

Und so empfangen wir den Leib Christi immer wieder inmitten der Eucharistie feiernden Kirche und durch sie, nicht etwa nur privat, sondern auch öffentlich in ihrer Gemeinschaft, um zu werden, was wir sind: Glied seines Leibes in all seiner Weite, Vielfalt und Verbundenheit. Darauf weist schon der Apostel Paulus hin, wenn er an die Gemeinde in Korinth schreibt: „Ist das Brot, das wir brechen, nicht Teilhabe am Leib Christi? Ein Brot ist es, darum sind wir viele ein Leib, denn wir alle haben teil an dem einen Brot“ (1 Kor 10,16f.). Deshalb werden schon seit frühkirchlicher Zeit und von Katholiken und Orthodoxen auch weiterhin die Einheit der Kirche und die Eucharistie in einem engen Zusammenhang gesehen. Ohne Eucharistie gibt es demnach keine Kirche – und ohne die Kirche, die den Auftrag des Herrn vollzieht, gibt es keine Eucharistie. Volle Eucharistiegemeinschaft wird nur bei voller Kirchengemeinschaft als möglich angesehen.

Daneben gibt es in unserer Kirche aber auch die geistliche Tradition, die Sakramente – und hier besonders die Eucharistie – als individuelle Gnadenmittel zu verstehen, die unter bestimmten Umständen auch jemandem gespendet werden können, der nicht zur katholischen Kirche gehört. Ein solcher Fall kann – wie es schon vor 42 Jahren in einem Beschluss der Würzburger Synode hieß (Gottesdienst 5.4) – die „Sorge um die Glaubensgemeinschaft der Familie in der konfessionsverschiedenen Ehe“ sein. Auf diesem Hintergrund versucht auch die leider noch nicht veröffentlichte Handreichung zum möglichen Kommunionempfang einzelner evangelischer Ehepartner Orientierungshilfen aufzuzeigen. Denn die Eucharistie ist nicht nur das Zeichen der Einheit der Kirche; sie dient auch dem Heil des Menschen (vgl. UR 44 und Würzburger Synode, Beschluss: Gottesdienst 5.4).

... zum Heil für die Welt

Schon den ersten Christen war klar, dass das Geheimnis der Eucharistie auf das Heil der ganzen Welt ausgerichtet ist. Indem wir sie feiern, werden wir über den geschichtlichen Abstand hinweg stellvertretend für alle Menschen in den Tod und in die Auferstehung Jesu Christi hineingenommen. Seine Lebenshingabe wird in unserer Zeit präsent. Er selbst ist in unserer Mitte, er lebt, er wendet sich uns liebevoll zu und sendet uns mit dieser Erfahrung auch zu den anderen Menschen. In jeder Eucharistiefeier wird somit auch – worauf Papst Benedikt XVI. zum Abschluss des Weltjugendtages 2005 in seiner Predigt hingewiesen hat – die „Verwandlung der Welt“ gefeiert: „Gewalt wird in Liebe umgewandelt und so Tod in Leben“. Wir bringen uns selbst mit unseren Nöten und Sorgen vor Gott, aber auch mit der Bitte für andere und auch für die Verstorbenen.

Eucharistie hängt deshalb zutiefst mit der Diakonie zusammen. Wenn Christus, der Herr, uns mit den Gaben von Brot und Wein dient, ja, wenn er selbst sich uns schenkt, dann sollen auch wir einander dienen und einander zum Geschenk werden. Erst dann entsprechen wir wirklich dem Geheimnis der Eucharistie, wenn auch wir uns verwandeln lassen und das tun, was Jesus seinen Jüngern aufgetragen hat: Hungrigen zu essen und Durstigen zu trinken geben, Fremde und Obdachlose aufzunehmen, Nackte zu bekleiden, Kranke zu pflegen und Gefangene zu besuchen (vgl. Mt 25, 35–40). Kirche ist schließlich kein Selbstzweck, „kein Ofen, der sich selber wärmt“ (Karl Rahner), oder auch „keine Thermoskanne, nach innen heiß und nach außen kalt“ (Heinz Zahrnt). Kirche ist für die Menschen da, muss bei ihnen sein und sich für ihr ganzheitliches – das heißt leibliches und seelisches, irdisches und ewiges – Heil engagieren. Programmatisch haben wir in unserem Bistum dazu auch einmal formuliert: „Wir wollen eine Kirche sein, die sich nicht selbst genügt, sondern die allen Menschen Anteil an der Hoffnung gibt, die uns in Jesus Christus geschenkt ist.“

Bitte wir den Herrn heute an diesem Festtag, dass er unser Herz wieder neu berührt. Öffnen wir uns für die große Gabe, die er selbst ist. Lassen auch wir uns verwandeln. Tragen wir ihn nicht nur in der Gestalt des Brotes in unsere Welt hinein, sondern auch durch unser Leben.

Nachruf auf eine unsägliche Entwicklung

vom 6. Juni 2018

Völlig unverständlich ist mir, wie es am 3. Mai 2018 aus Rom noch heißen konnte, die deutschen Bischöfe sollen in der Kommunionfrage für evangelische Christen aus konfessionsverbindenden Ehen „eine möglichst einmütige Regelung“ finden, und dieser Auftrag jetzt – einen Monat später – offensichtlich durch Papst Franziskus selbst wieder rückgängig gemacht wurde. Die Enttäuschung ist bei vielen groß, der Schaden noch nicht abzusehen. Wunden sind neu aufgebrochen. Verbitterung und Resignation machen sich breit. Während die einen bis gestern darüber nachdachten, wie man zu einer größeren Einmütigkeit kommen könne, haben andere stattdessen immer wieder die Öffentlichkeit genutzt und Behauptungen aufgestellt, die den Inhalt und Charakter der erarbeiteten Orientierungshilfe in einem falschen Licht erscheinen lassen. Sich selbst ein sachgerechtes Bild zu machen, blieb den meisten Interessenten jedoch verwehrt, da der Text bis zum heutigen Tag nicht erscheinen durfte. Bestimmten Journalisten scheint er aber doch interessengeleitet zugespielt worden zu sein.

Vielleicht war die pastorale Handreichung, der mehr als dreiviertel der deutschen Bischöfe zugestimmt haben, der letzte Versuch, in dieser Frage überhaupt noch eine gewisse Ordnung zu erzielen. Möglicherweise hat der massive Widerstand dagegen erst so richtig offenbar werden lassen, dass eigentlich viele der Betroffenen schon längst das ganz selbstverständlich praktizieren, was der Würzburger Synode bereits vor 42 Jahren in einer Bitte an die Bischöfe um Klärung vor Augen stand und nunmehr hätte empfohlen werden sollen: im Einzelfall unter besonderen Umständen nach geistlicher Beratung und individueller Gewissensentscheidung die Kommunion zu empfangen. Mit dieser pastoralen Praxis kann selbst Kardinal Woelki – wie mehrfach von ihm zu hören war – leben, kämpft aber – für mich nicht nachvollziehbar – dagegen, diese Möglichkeit ins Wort zu heben. Redlicher wäre es auf jeden Fall, als gewissermaßen in einer Doppelmoral zu verbleiben: höchste Ansprüche für einen Kommunionempfang zu erheben oder dessen Unmöglichkeit zu behaupten, zugleich aber von unzähligen Ausnahmen zu wissen und diese ohne weiteres zu tolerieren. Da die Bischöfe über Jahrzehnte

nicht in der Lage waren oder – wie auch jetzt wieder – ausgebremst wurden, hilfreiche und verantwortbare Lösungen zu finden, hat sich offenbar ein Paradigmenwechsel vollzogen, scheint die Zeit, wo man noch Regeln verstanden und beachtet hat, vorbei zu sein, sind viele nicht mehr gewillt, sich danach zu verhalten, sondern suchen sich ihre eigenen Lösungen. Dazu aber brauchte man statt Verboten eher Leitsätze, Empfehlungen und Orientierungshilfen, die Wege aufzeigen und Gewissen bilden. Wenn das jedoch verhindert wird, bleibt nur noch die Ermunterung von Papst Franziskus in diesem Zusammenhang übrig: „Sprecht mit dem Herrn und geht weiter!“



Ein ähnlicher Konflikt mit der Begründung, es würde sich um ein Thema handeln, „das den Glauben der Kirche berührt und von weltkirchlicher Relevanz ist“, hätte sich auch beim Wort der deutschen Bischöfe zur Ehe- und Familienpastoral mit den Äußerungen über den möglichen Sakramentenempfang einzelner Personen, die nach einer Scheidung wieder geheiratet haben, entzünden können, ist aber in diesem Zusammenhang erstaunlicherweise ausgeblieben. Wieso ist es jedoch dann hinsichtlich der Konfessionsverschiedenheit zur Eskalation gekommen? Offensichtlich sind die katholischen Prinzipien des Ökumenismus mit ihrem inklusivistischen Kirchenverständnis und der Überzeugung von einer gestuften Kirchenzugehörigkeit auch 50 Jahre nach dem II. Vatikanischen Konzil manchen immer noch fremd. Hinzu kommt, dass vielfach die einzelnen Christen aus einer anderen Kirche als „pars pro toto“ betrachtet werden und ihnen alles angelastet wird, was man gegen ihre Kirche vorzubringen weiß. Bei einem solchen Schwarz-Weiß-Denken kann es dann auch keine individuellen Lösungen geben. Außerdem werden auf einmal Bedingungen zum Sakramentenempfang erhoben, die man gegenüber den eigenen Gläubigen gar nicht mehr durchzusetzen vermag. Schließlich ist aber auch davon auszugehen, dass in dieser innerkatholischen Auseinandersetzung nicht allein Glaubens- oder Denkwelten aufeinander stoßen, sondern auch handfeste Interessen und unschöne Methoden im Spiel sind. Opfer von alledem aber sind die betroffenen konfessionsverbindenden Ehen und Familien. Ihnen gilt meine besondere Verbundenheit: Lassen Sie sich nicht entmutigen! Bewahren Sie sich Ihre Liebe und Treue! Vertrauen Sie der Barmherzigkeit Gottes und gehen Sie den Weg, den Christus Ihnen weist!

„Das Kirchenbild mancher Kritiker erinnert mich an die DDR“

Im Interview mit Dr. Daniel Deckers für die Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 25. Juni 2018

FAZ: *Bischof Feige, die Deutsche Bischofskonferenz hat Ende Februar mit Dreiviertelmehrheit eine „Orientierungshilfe“ über die Teilnahme nicht-katholischer Ehepartner am Abendmahl gutgeheißen. Papst Franziskus hat diesen Text vor kurzem als „nicht veröffentlichungsreif“ bezeichnet. Was ist da passiert?*

Feige: Das würde ich auch gerne wissen. Als ich zusammen mit anderen Vertretern der Bischofskonferenz am 3. Mai in Rom war, haben Mitglieder der Kurie einige Anfragen an unseren Text vorgetragen. Am Ende des Gesprächs hieß es in einer mit beiden Seiten abgestimmten Erklärung, dass wir diese Fragen gemeinschaftlich auf deutscher Ebene klären sollten, und zwar einmütig. Was nicht dasselbe ist wie einstimmig. Damit war auch entschieden, dass Rom dieses Thema nicht an sich ziehen würde, wie es sieben Orts Bischöfe aus Deutschland unter Führung des Kölner Erzbischofs Kardinal Woelki gewünscht hatten. Die Antwort war klar: Wir sollten und könnten das unter uns regeln.

FAZ: *Worin bestanden diese Anfragen?*

Feige: Es ging in die Richtung, dass das Votum der Mehrheit Fragen des Glaubens berühre, in anderen Ortskirchen nicht gutgeheißen werde und das Verhältnis zu anderen Kirchen belasten könnte, etwa zu den orthodoxen. Aber es gab keine Auflagen.

FAZ: Im Licht der päpstlichen Intervention erscheint es so, als seien die jetzt öffentlich formulierten Anfragen schon während der Erarbeitung der „Orientierungshilfe“ nicht ausreichend bedacht worden. Soll das heißen, die deutschen Bischöfe hätten schlampig gearbeitet?

Feige: Wir haben über alle diese Aspekte intensiv diskutiert und mehrere theologische und kirchenrechtliche Gutachten eingeholt. Danach war für die große Mehrheit der Bischöfe klar, dass wir uns innerhalb dessen

bewegen, was ekklesiologisch und kirchenrechtlich möglich ist. Natürlich geht es in dieser seelsorgerlichen Orientierungshilfe um Fragen des Glaubens. Aber wir verfälschen ihn nicht, sondern beziehen uns nur auf das, was bereits lehramtlich formuliert ist.

FAZ: Laut dem Präfekten der Kongregation für die Glaubenslehre treibt den Papst jetzt die Sorge um, dass ein nationaler Alleingang negative Auswirkungen auf die Weltkirche und die Ökumene haben könnten. Woher dieser Sinneswandel?

Feige: Das wüsste ich auch gerne. Ob und wie stark andere Bischofskonferenzen Kritik geäußert haben, weiß derzeit nur Rom alleine. Vielleicht handelt es sich ja auch um eine Art Stellvertreterkrieg. Man prügelt auf die deutschen Bischöfe ein und meint den Papst, der sich erst einmal schützen will. Dabei gibt es mehrere, vor allem westliche Länder, in denen sich vergleichbare Fragen stellen. Aber kaum anderswo ist der Anteil der konfessionsverschiedenen Ehepaare mit etwa 40 Prozent so groß wie in Deutschland. Sollen wir davor etwa die Augen verschließen?

FAZ: Die ersten Bitten, der Vatikan möge in Sachen konfessionsverschiedener Ehepaare zu einer Klärung auf weltkirchlicher Ebene beitragen, gehen auf die Zeit der Würzburger Synode (1972–1975) zurück. Seither ist nichts geschehen. Jetzt wird das Gespenst eines nationalen Alleingangs der Deutschen beschworen. Wie passt das zusammen?

Feige: Die Weichen sind durch das II. Vatikanische Konzil gestellt worden, später auch durch das neue Kirchenrecht aus dem Jahr 1983. Danach kam es an verschiedenen Orten zu unterschiedlichen Konkretisierungen. So haben zum Beispiel die englische, die kanadische und die südafrikanische Bischofskonferenz kasuistisch entschieden, also festgelegt, an welchen Tagen oder bei welchem Anlass ein Nichtkatholik, so er denn möchte, die Eucharistie empfangen kann. Etwa an Weihnachten und Ostern oder bei der eigenen Trauung, einer Taufe in der eigenen Familie oder einer Totenmesse für einen nahen Angehörigen, sonst aber nicht. Dieses Rechtsdenken hat uns nicht überzeugt, und es ließe sich in Deutschland wohl auch nicht vermitteln.

FAZ: Was haben die Bischöfe in Deutschland seinerzeit getan?

Feige: Wir haben uns von 2000 bis 2004 schon einmal mit der Materie beschäftigt. Wir sind aber zu keinem Ergebnis gekommen, sondern schließlich ausgebremst worden. Begründung: Rom werde bald klären, was unter „gravis necessitas“ zu verstehen ist. Diese Definition einer „schwerwiegenden Notlage“, wie sie das Kirchenrecht zur Voraussetzung des Kommunionempfangs von Nichtkatholiken macht, ist aber 14 Jahre nicht gekommen.

FAZ: Wie muss man sich eine Konstellation ausmalen, in der eine nationale, in diesem Fall den deutschen Bedingungen angemessene Lösung die Weltkirche erschüttern soll?

Feige: Als andere Bischofskonferenzen ihre Regeln zum Kommunionempfang nichtkatholischer Ehepartner vorlegten, hat uns das nicht negativ berührt. Warum auch? Sie bewegten sich im Rahmen des eklesiologisch und kirchenrechtlich Möglichen. Dass wir jetzt unsere Kompetenzen überschritten haben sollten, will sich mir nicht erschließen. Allerdings scheint es immer wieder ein probates Mittel zu sein, die „Weltkirchenkeule“ einzusetzen, wenn man Veränderungsbemühungen am Ort verhindern will.

FAZ: Als weitere Voraussetzung für die Teilnahme von Nichtkatholiken am Abendmahl sieht das Kirchenrecht vor, dass sie eine eigene Kirche nicht aufsuchen können. Diese Fallgestaltung kann ja für evangelische Christen in Deutschland praktisch als ausgeschlossen gelten.

Feige: Diese Bestimmung aus dem Jahr 1983 ist in späteren Dokumenten nicht mehr aufgegriffen worden. Auch aus römischer Sicht ist die Zeit darüber hinweggegangen. Mehr noch: Papst Johannes Paul II. hat sich sogar in weiterführender Weise geäußert und von einer schwerwiegenden „geistlichen“ necessitas gesprochen. Diesen Begriff kann man unterschiedlich übersetzen, eben nicht nur als „Notlage“, sondern auch als „Bedürfnis“. All das hat uns ermutigt, die „Orientierungshilfe“ zu erarbeiten. Zu behaupten, wir hätten überstürzt gehandelt und etwas über’s Knie gebrochen, ist absurd.

FAZ: Was ist denn Ihre Lösung im Gegensatz zu einer einzelfallbezogenen Erlaubnis, die Eucharistie zu empfangen?

Feige: Wir behaupten nicht, dass jede konfessionsverschiedene Ehe als solche den Tatbestand eines „schwerwiegenden geistlichen Bedürfnisses“ erfüllt oder hervorbringt. Der Einzelne ist gefragt, wofür Papst Franziskus den Weg der geistlichen Entscheidungsfindung gewiesen hat.

FAZ: Sind Sie sicher, dass Papst Franziskus so verstanden werden will?

Feige: Als sich der Papst vor zwei Jahren während eines Besuch in der evangelischen Gemeinde in Rom in diesem Sinn geäußert hat, hieß es zunächst, das sei eine typische spontane Äußerung. Im Rahmen des sogenannten Ad-limina-Besuchs der deutschen Bischöfe in Rom habe ich den Papst eine Woche später direkt gefragt, wie seine Worte zu verstehen seien. Daraufhin hat er fast wortwörtlich das wiederholt, was er in der Christuskirche gesagt hatte: „Generell kann ich nichts verändern, aber sprecht mit dem Herrn, und geht weiter.“ Wir haben den Papst in unserer Handreichung nur bei seinem Wort genommen.



FAZ: Eine Minderheit der deutschen Bischöfe glaubt, den Papst anders verstehen zu müssen oder zu sollen und führt gegen die „Orientierungshilfe“ das Argument ins Feld, Ausnahmen sollten zur Regel gemacht oder mindestens Regeln für Ausnahmen aufgestellt werden. Wer versteht den Papst besser?

Feige: In der Orientierungshilfe geht es nicht um Regeln und um Ausnahmen, sondern um Kriterien für eine Gewissensentscheidung Einzelner. Was daran falsch sein soll, erschließt sich mir nicht.

FAZ: Wen wollen Sie denn von diesem Weg überzeugen, wenn schon fast ein Drittel der Ortsbischöfe in Deutschland nicht überzeugt ist?

Feige: Viele konfessionsverschiedene Ehepaare haben sich bereits enttäuscht von der katholischen Kirche abgewandt. Andere praktizieren die gemeinsame Kommunion schon lange, andere trauen sich nicht oder haben ein schlechtes Gewissen. Vor allem an sie und ihre Seelsorger richtet sich die „Orientierungshilfe“.

FAZ: Adressat der einschlägigen Bestimmung des Kirchenrechts sind nicht konfessionsverschiedene Ehepaare, sondern alle Nichtkatholiken, die ein Sakrament empfangen möchten. Warum diese Engführung?

Feige: Wenn es jetzt von den Kritikern heißt, es brauchte Lösungen für alle Nichtkatholiken, nicht nur für konfessionsverschiedene Ehepartner, dann ist das in der Sache nicht falsch. Falsch ist nur, jetzt ein Maximum einzufordern und damit das Minimum zu verhindern, das jetzt schon möglich wäre. Außerdem sind konfessionsverschiedene Ehepaare nicht nur durch das Sakrament der Taufe miteinander verbunden, sondern auch durch das Sakrament der Ehe. Insofern liegt hier eine besondere Konstellation vor. Da steht irgendwann auch einmal die Frage der gemeinsamen Eucharistie an. Was zudem ein Argument war, sind die Kinder und das Schicksal der Ehe. Die unterschiedliche Konfession der Eltern kann in solchen Fällen nicht nur eine Bereicherung sein, sondern auch eine Belastung.

FAZ: Auch die Kritiker der „Orientierungshilfe“ streiten nicht ab, dass nichtkatholische Christen längst zu Recht die Eucharistie empfangen und niemand an der Kommunionsbank zurückgewiesen darf. Worüber dann der ganze Streit?

Feige: Mich haben diese Äußerungen in ihrer Offenheit sehr überrascht und im Blick auf die Betroffenen auch erleichtert. Aber deswegen ist die „Orientierungshilfe“ nicht überflüssig. In Westdeutschland mögen evangelische Christen fast flächendeckend zur Kommunion gehen und die Pfarrer damit gut umgehen können. Im Osten ist das nach meiner Erfahrung nicht so verbreitet. Vielleicht sind wir hier ein wenig zurückgeblieben.

FAZ: Alles in allem erwecken solche Äußerungen den Anschein, als seien sich beide Gruppen in der Sache näher, als sie sich manchmal geben. Täuscht dieser Eindruck?

Feige: Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass die unterschiedlichen Sichtweisen Ausdruck unterschiedlicher Kirchenbilder sind. Das hat auch mit Macht zu tun.

FAZ: Mit Macht?

Feige: Einige wollen um jeden Preis ein System aufrechterhalten, in dem das Lehramt beziehungsweise die Bischöfe die Regeln aufstellen. Abweichungen werden entweder geduldet, solange sie das System nicht in Frage stellen, oder sollen als Gnadenakt wahrgenommen werden. Wir hingegen setzen letztlich auf einen geistlichen Weg und die Gewissensentscheidung des Einzelnen. Da wird Macht abgegeben. Das wollen wohl manche nicht, vielleicht, weil sie einem vorkonziliaren Kirchenbild verhaftet sind.

FAZ: Was ist ein „vorkonziliares“ Kirchenbild?

Feige: Das Denkmuster: Kirche als geschlossenes System, in dem klar ist, wer dazugehören darf und wer nicht. Aufgrund meiner DDR-Erfahrungen weiß ich, was eine Ideologie ist, die alles ordnen und regeln will und dabei jedes Abweichtertum unterdrücken und aus der Gemeinschaft ausschließen muss. Ähnlich exklusivistisch wurde von einigen Bischöfen auch schon über die Katholiken diskutiert, die nach dem Scheitern ihrer Ehe nochmals geheiratet haben. Signifikant für ein solches Kirchenbild ist auch die Bedeutung von Formeln wie „Keine Eucharistiegemeinschaft ohne Kirchengemeinschaft“. Der Satz stimmt, aber er stimmt auch wieder nicht.

FAZ: Warum sollte dieser altkirchliche Satz nicht stimmen?

Feige: Ins Feld geführt wird nur das, was zu der eigenen Wahrheit passt. So heißt es im Ökumenismus-Dekret des II. Vatikanischen Konzils: „Die Bezeugung der Einheit verbietet in den meisten Fällen die Gottesdienstgemeinschaft, die Sorge um die Gnade empfiehlt sie indessen in manchen Fällen.“ Der zweite Teil des Satzes fällt nicht selten unter den Tisch.

FAZ: Was erinnert Sie daran an die DDR?

Feige: In meiner Jugend habe ich gegenüber dem Staat mit seiner totalitären Ideologie die Kirche als eine Gemeinschaft erfahren, der es zutiefst um die Freiheit und Würde des Menschen geht. Jetzt entdecke ich bei einigen ihrer Vertreter doch auch recht ideologische Züge. Daher muss man sich nicht darüber wundern, wenn es in der Kirche insgesamt inzwischen immer mehr knirscht. Mich selbst ermutigen die vielen Reaktionen, die ich aus dem In- und Ausland erhalten habe, nicht aufzugeben. So viel und so differenzierten Zuspruch habe ich noch nie bekommen.

FAZ: Wie wollen Sie aus diesem Schlamassel herauskommen?

Feige: Ich habe immer gesagt, dass man in vielen Fragen einen langen Atem braucht. Aber wenn jetzt das kleinste bisschen verhindert werden soll, dann stellen sich schon grundsätzliche Fragen. Vielleicht war die Orientierungshilfe der letzte Versuch, auf diesem Gebiet noch irgendetwas ordnen zu wollen. Welchen Sinn sollen Regeln haben, die nicht mehr verstanden und erst recht nicht mehr akzeptiert werden? Mit Verboten ist nichts mehr zu holen. Es braucht wohlüberlegte Angebote, um die Gewissen zu bilden und Menschen auf ihrem Glaubensweg zu begleiten.



Gerhard Feige wurde 1951 in Halle/Saale geboren. Nach dem Studium der Theologie in Erfurt empfing er 1978 in Magdeburg die Priesterweihe und wirkte zunächst als Seelsorger in Salzwedel und Magdeburg. Anschließend folgten weitere Studien in Erfurt und Rom.

Seit 1989 war Feige Dozent für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Ökumenische Theologie in Erfurt, seit 1994 lehrte er dort als Professor für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Ostkirchenkunde.

Am 11. September 1999 empfing Gerhard Feige die Bischofsweihe und war zunächst Weihbischof in Magdeburg, ab 2004 auch Diözesanadministrator. Am 16. April 2005 wurde er als Bischof von Magdeburg eingeführt.

In der Deutschen Bischofskonferenz ist Feige seit 2012 Vorsitzender der Ökumenekommission. Außerdem gehört er verschiedenen Gremien des Dialogs mit der orthodoxen Kirche auf nationaler wie internationaler Ebene sowie mit der evangelischen Kirche in Deutschland an. Von Papst Franziskus wurde er 2014 in den Päpstlichen Rat zur Förderung der Einheit der Christen berufen.